Die
Burgwälle des Randowthals
und
ihre Bedeutung für die Geschichte und Geographie des heidnischen Pommerns.

Von

Hugo Schumann,
pract. Arzt in Löcknitz.

Stettin.
Druck von Herrcke & Lebeling.
1886.

Separatabdruck aus „Baltische Studien", Jahrg. XXXVII.

Die Burgwälle des Randowthals

und ihre Bedeutung für die Geschichte und Geographie des heidnischen Pommern.

Von Hugo Schumann, pract. Arzt.

Der erste, der über die slavischen Burgwälle Pommerns Nachrichten gegeben hat, war Grümbke in seinen Streifzügen durch das Rügenland, Altona 1805, und in seinen neuen und genauen geographisch-statistisch-historischen Darstellungen von der Insel und dem Fürstenthume Rügen, Berlin 1819. Freilich beziehen sich seine Darstellungen nur auf die Insel Rügen. Ebenso beschränkt sich von Hagenow in seinen Darstellungen von Burgwällen in den pommerischen Provinzial-Blättern nur auf solche von Rügen. Erst 1845 veröffentlichte Ludwig Giesebrecht eine größere Arbeit über pommersche Burgwälle (Landwehr) in den Balt. Stud. XI und XII, während der meklenburgsche Archivrath Lisch die Burgwälle Meklenburgs einer genaueren Untersuchung unterwarf, deren Resultate in den Jahrbüchern des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde veröffentlicht wurden.

Im Jahre 1868 wurden die Burgwälle Rügens auf Befehl Sr. Majestät des Königs durch eine Kommission untersucht und die Resultate ebenfalls in den Balt. Stud. bekannt gegeben[1]). Wenn ich es nun unternahm, die Burgwälle des Randowthals einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen, so

---

[1]) Balt. Stud. XXIV.

fand ich hierzu eine Aufforderung in zahlreichen Umständen. Zunächst schien es mir ein großes Unrecht, daß die zahlreichen, zum Theil sehr wohl erhaltenen Burgwälle Pommerns als Stiefkind der archäologischen Forschung betrachtet wurden, indem seit der Arbeit Giesebrechts, also seit 40 Jahren, keine derselben unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt im Zusammenhange behandelt wurden, was um so bedauerlicher ist, als alljährlich eine Anzahl derselben der Landwirthschaft und dem Wegebau zum Opfer fällt, die archäologischen Ansichten aber in den letzten 40 Jahren seit Giesebrecht wesentlich andere geworden sind. Während Giesebrecht noch die Burgwälle nach ihrem Aussehen, also auf Vermuthung hin für slavische Burgwälle ansprach, sind wir heute in der Lage, bestimmte Merkmale anzugeben, mit Hülfe derer wir einen Burgwall sicher als slavisch anerkennen dürfen.

Die Burgwälle (das Landwehr) des Randowthals wählte ich aber darum, weil dieselben in der Giesebrechtschen Schilderung der leuticischen und pommerschen Burgwälle gar nicht erwähnt werden, offenbar da sie ihm unbekannt waren. Und doch sind dieselben für die Geographie des prähistorischen Pommern außerordentlich wichtig, da durch dieselben eine Reihe von Grenzen sich festsetzen lassen, die bisher nur ungenau und vermuthungsweise gegeben waren.

Das Randowthal.

Das Randowthal zweigt sich in der Gegend von Schwedt-Vierraden von dem Oderthale auf der linken Seite ab, verläuft erst etwas nordwestlich, sodann in Biegungen nördlich. Ungefähr in der Gegend von Schmölln hat das Thal seine höchste Erhebung, so daß von hier aus die Randow nach Norden und nach Süden fließt. Der nach Süden fließende Bach geht, nachdem er sich bei Passow mit der Welse vereinigt, bei Schwedt in die Oder, während der von Schmölln nach Norden fließende bei Eggesin sich mit der Uecker vereinigt und bei Ueckermünde ins Haff mündet. Die Ufer des Randowthals, das an manchen Stellen etwa 2 Kilometer breit ist, werden im Süden

von scharf gezeichneten mäßigen Hügeln begrenzt, bis in die Gegend von Löcknitz; von hier ab verflachen dieselben, und verläuft das Randowthal flach bis zum Thal der Uecker und dem Haff.

Niemand, der das Randowthal bereist, wird sich des Eindruckes erwehren können, daß dasselbe ein eigentliches Flußbett darstellt, einen linken Oderarm, der von der heutigen Oder in der Gegend von Schwedt vor Jahrtausenden sich abzweigte. Er mag flacher als die heutige Oder gewesen und durch allmählige Erhebung der norddeutschen Tiefebene früh versumpft sein. Daß man es ehemals mit einem Flußarme zu thun hatte, dafür spricht neben dem äußeren Anblick auch der Umstand, daß das Randowthal überall Torf enthält, zuweilen 30′ tief. Diese Torflager haben selbstverständlich das einstige Vorhandensein von gewaltigen Wassermengen zur Voraussetzung. Es kommt ferner hinzu, daß sich in den Buchten des Randowthals, und zwar immer an der Südseite derselben, starke Kieslager finden mit vielen Petrefacten, wie Echiniden, Belemniten 2c., die ihrer Lage zufolge nur durch einen von Süden kommenden Wasserstrom aus den Urgebirgen angespült sein können. Auch von geologischer Seite wurde diese Ansicht schon vor längerer Zeit ausgesprochen. Der auch als Geologe verdiente Geheime Medicinalrath Behm ist aus geologischen Gründen zur Annahme gekommen, daß das heutige Oderthal nichts anderes als eine plutonische Erhebungsspalte sei, entstanden nach Ablagerung des Miocäns und vor Ablagerung des eigentlichen Diluviums, also gemäß dem Hebungssystem der Westalpen und den jüngsten Hebungen der scandinavischen Gebirge. Das Randowthal betreffend sagt er: „Das Randowthal, welches schon von Girard als ein früherer Arm der Oder angesehen wird und ohne Zweifel ein solcher ist, kann der hier angestellten Ansicht zufolge lediglich als ein großer, paralleler Seitenspalt neben der durch das jetzige Oderthal bezeichneten Hauptspalte betrachtet werden, so daß aus dem ganzen früher bestandenen Mittel-Oligocän-Gebiete ein großes, gleichsam inselförmiges Fragment durch die gewaltige Katastrophe der Er-

hebung ausgesprengt wurde, im Süden und Westen begrenzt durch das jetzige Welse- und Randowthal, im Osten durch das Oderthal, im Norden durch das Haff."

Bei den Bewohnern des Randowthals begegnet man sehr häufig der Sage, daß dasselbe im Mittelalter schiffbar gewesen sei, daß an seinen Ufern Raubritterburgen gestanden haben, deren Bewohner durch querüber gespannte Ketten die Schiffe aufhielten und ausplünderten. Der historischen Forschung halten diese Sagen freilich nicht Stich, da dieselbe unwiderleglich beweist, daß das Thal schon im 13. Jahrhundert ein zusammenhängender Sumpf gewesen ist. So sagt eine Urkunde Barnims I., Herzog von Pommern, aus dem Jahre 1250: „. . a flumine videlicet, quod Wilsua dicitur, usque per medium paludis, que dicitur Randowa . . . ." Soll man aber in diesen Sagen die Andeutung sehen, daß eine uralte Erinnerung an ein einst offenes Wasser sich im Volke aus grauer Vorzeit erhalten hatte? Auch die Erzählungen des Volkes, daß man im Torf des Randowthals Anker und Ketten gefunden habe, sind wohl in das Gebiet der Fabel zu verweisen; denn es ist mir trotz aller Mühe nicht gelungen, zu erfahren, wann, wo und von wem etwas Derartiges gefunden worden sei. Die vorher angezogene Urkunde sagt klar und deutlich, daß das Randowthal im Jahre 1250 eine palus (Sumpf) war. Ist die Randow also einmal offenes Wasser gewesen, so muß diese Zeit sehr weit zurückliegen, jedenfalls so weit, daß an eiserne Anker nicht gedacht werden kann. Der noch heute vorhandene Randowbach, in der Mitte des Thals, ist aber neueren Datums und viel zu schmal, als daß auf demselben auch nur größere Kähne hätten gehen können. Anker vollends wären beim Befahren eines Baches, dessen Grund man fast mit der Hand erreichen kann, etwas recht Unnützes gewesen. Auch Brüggemann[2]) bemerkt hierüber: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Randow, wie man vor-

---

[2]) L. W. Brüggemann, Ausführliche Beschreibung von Vor- und Hinterpommern. Stettin 1779. Bd. I. S. 38.

geben will, ehemals schiffbar gewesen, sie wurde im Jahre 1737 auf königlichen Befehl zur Austrocknung der daran gelegenen Wiesen und Hütungen wiederum neu aufgegraben und bis jetzt sorgfältig im Stande erhalten." Der Randowsumpf war vermuthlich auch theilweise mit Bäumen bestanden, wie die beim Torfstechen häufig gefundenen Stämme zeigen. Auch behauene Stämme finden sich, die von Torfstechern, welche mit den Sagen des Randowthals bekannt sind, als „Schiffsplanken" angesehen wurden, aber möglicher Weise Reste von Pfahlniederlassungen sein können.

Ueber diesen Randowsumpf führten schon von alters her zwei Fuhrten: bei Schmölln und bei Löcknitz, auf deren Wichtigkeit weiter unten näher eingegangen werden wird. Die beiden Brücken, bei Rothenklempenow und Jagerbrück, die ebenfalls schon Brüggemann erwähnt (S. 40), sowie der alte Damm, welcher zwischen Blumberg und Gramzow die Randow durchschneidet, scheinen wenigstens bis in die slavische Periode Pommerns zurückzugehen, und wird auch hierauf an späterer Stelle näher eingegangen werden.

Die Burgwälle.

I. Der Burgwall am Ahlbecker See.

Was die Burgwälle selbst betrifft, so will ich die Schilderung derselben mit dem nördlichstem, mir bekannten, dem Burgwalle am Ahlbecker See beginnen. Es ist mir übrigens zweifelhaft, ob derselbe wirklich der nördlichste der Randowlinie ist, da ich vermuthe, daß noch weiter nördlich, etwa zwischen dem Ahlbecker und Neuwarper See, vielleicht am Südufer des letzteren oder in demselben ein Burgwall liegen möchte, doch habe ich diese Gegend einer genaueren Untersuchung noch nicht unterwerfen können.

Der Ahlbecker Burgwall ist schon Ludwig Giesebrecht bekannt und in den Balt. Stud. XIa. S. 73 und XIb. S. 117 erwähnt. Selbst gesehen scheint ihn Giesebrecht nicht zu haben, sondern er stützt sich auf eine Beschreibung des Regierungssekretärs Nitzky zu Stettin vom Jahre 1829. Die Verhält-

nisse haben sich seitdem in manchen Beziehungen geändert. So ist heute der Burgwall nicht mehr mit alten Bäumen bestanden, sondern beackert, auch werden die im Jahre 1828 noch bekannten Sagen von dem Feuermanne[3]) kaum noch von den ältesten Leuten gekannt.

Nach meiner Untersuchung liegt der Burgwall, unter dem Namen „der Schloßberg" bekannt, am Südufer des jetzt größtentheils abgelassenen Ahlbecker Sees. Der ehemals sehr große See mag dereinst wohl den Burgwall zum größten Theile umgeben haben, jetzt liegt er etwa 1000 Schritte von demselben entfernt, in der Nähe der königl. Försterei Burgwall. Die Form des Burgwalles ist ein nach Norden mehr abgerundetes, nach Süden mehr spitzes Oval. Die Böschung des Burgwalles ist am Nordrande am höchsten, etwa 12—15 Fuß, am Südrande ist dieselbe abgeflacht und durch Beackern niedrig geworden. Die jetzigen Bewohner der Umgegend glauben nicht, daß ein Schloß auf dem „Schloßberge" gestanden habe; denn, so berichtete mir der Besitzer, man müßte doch einmal beim Pflügen oder Graben auf Mauerwerk gekommen sein. Die Länge des Burgwalles in Nord-Südrichtung beträgt etwa 150 bis 160 Schritte, in der Richtung von Ost nach West 70—80 Schritte. Spuren einer Brustwehr sind nicht wahrnehmbar, und glaube ich daher nicht, daß der Burgwall eine solche gehabt hat.

Giesebrecht berichtet von Feuerstein-Artefacten, die sich in der Nähe und in dem Burgwall selbst finden. Auch ich habe solche gefunden. Giesebrecht sagt: „Die Gegend umher besteht aus Sandboden, Feuersteine finden sich selten. Nur in der Nähe des Burgwalles erscheinen dergleichen von eigenthümlicher Form, länglich und spitzig, die untere Seite flach, die obere in der Weise erhöht, daß von unten her zwei Flächen schräge auflaufen zu einer dritten oberen, die der unteren parallel. Die Steine sind augenfällig so gearbeitet und scheinen als Pfeilspitzen gedient zu haben. Auf dem Burgwall selbst hat man zwei größere Geräthe aus gleichem Material gefun-

---

[3]) Balt. Stud. XI a S. 74.

den, sogenannte Opfermesser, also die Symbole des Donnergottes. Sie sind durch Schenkung in die Sammlung der Gesellschaft für pommersche Geschichte in Stettin gekommen, ebenso dreizehn der erwähnten Pfeilspitzen".

Ich halte die erwähnten Feuerstein-Artefacten für Schaber. In neuerer Zeit fand der Besitzer beim Pflügen ein eisernes Beil, welches zwar bei meiner Anwesenheit nicht mehr aufzufinden war, aber der Beschreibung nach der slavischen Form entsprach mit seiner vorne breiten, nach der Tülle zu stark verschmälerten Schneide. Ich machte an einigen Stellen Aufgrabungen, deren Resultat folgendes war. Der Burgwall steht auf festem sandigen Unterboden und besteht aus Sand. Oben findet sich eine etwa 1—2 Fuß starke Kulturschicht von schwärzlicher Erde, aus der bei drei ausgeworfenen Gruben immer Holzkohlen, Knochenstücke und nicht allzu zahlreiche Urnenscherben zum Vorschein kamen. Die Scherben waren von grober, schwarzgrauer, mit Quarzkörnern und Glimmerblättchen untermischter Masse. Die äußere Hälfte der Scherben meist mehr röthlich, die innere schwärzlich, also mangelhaft gebrannt. Verschiedene Scherben sind ornamentirt mit den bekannten slavischen Punkt- und Linienornamenten. Daß man in dem Ahlbecker Burgwall einen slavischen Burgwall vor sich hat, beweisen die Scherben; freilich scheinen die Feuerstein-Artefacten zugleich auf eine Zeit hinzuweisen, die bei weitem älter ist, als die slavische Invasion, die doch nach der landläufigen Ansicht erst etwa im 6. Jahrhundert nach Chr. stattgefunden hatte.

II. Der Burgwall von Rothenklempenow.

Etwa 1½ Meile südlich vom Ahlbecker Burgwall liegt am Ufer des Randowthals das der Familie von Eikstedt gehörige Gut Rothenklempenow. Auf der Westseite des Gutshofes befindet sich noch ein etwa 40′ hoher mittelalterlicher Wachthurm. Zum ersten Male wird Rothenklempenow im Verein mit Lenzen, Pölitz und Pampow im Jahre 1269 erwähnt in einer Urkunde Barnims I., in welcher sich derselbe mit Bischof Hermann von Camin über die Grenzen der Län-

der Stargard und Massow vergleicht: . . . . Contulit nobis eciam decimas villarum subscriptarum videlicet Lenzin et Lenzin, Crecowe, Parpoch, Panpowe, Clemperowe[4])."

Auf die Vermuthung, daß Rothenklempenow aus einem slavischen Burgwall hervorgegangen sei, kam ich durch den Umstand, daß der dortige Wachthurm mit dem Löcknitzer (und dieser ist, wie ich später zeigen werde, unzweifelhaft auf einer prähistorischen Befestigung errichtet) große Aehnlichkeit hat. Außerdem geht in der Nähe von Klempenow eine Brücke über die Randow, bei dem Vorwerke Dorotheenwalde, und derartige Uebergangspunkte pflegte man mit Vorliebe zu befestigen. Schon Brüggemann erwähnt dieser Brücke. Genannte Umstände ließen eine Untersuchung räthlich erscheinen, die auch meine Vermuthung vollauf bestätigte.

Westlich von dem angegebenen Wachthurm, hinter dem heutigen Brennerhause, befindet sich ein etwa viereckiges, von einem alten mit Wasser gefüllten Wallgraben umgebenes Stück Land. Der Wallgraben stand ehemals mit der sogenannten alten Randow in Verbindung und wurde aus derselben mit Wasser versorgt. Dieses viereckige Stück Land, das heute Gartenland der Gutsleute bildet, ist die westliche Hälfte des Burgwalls. Der östliche Theil ist durch die dort erbauten landwirthschaftlichen Gebäude nicht mehr erkennbar; soviel scheint aber als wahrscheinlich angenommen werden zu können, daß das Brennerhaus sich etwa in der Mitte des ehemaligen Burgwalls befindet. Der Burgwall mag etwa 150 Schritte im Durchmesser gehabt haben.

Auf dem Gartenlande hinter der Brennerwohnung finden sich zahlreiche Scherben, und auch bei Ausgrabungen kommen solche zum Vorschein. Nicht nur die gewöhnlichen älteren slavischen Scherben, aus grober schwärzlicher, mit Quarzkörnern und Glimmerblättchen durchsetzten Masse mit den bekannten Ornamenten, auch schwarzblaue, feinere Scherben, die nach

---

[4]) Dr. Rodgero Prümers, Pommersches Urkundenbuch. II, S. 217. Dreger, Cod. Pom. dipl., S. 551 Nr. 440.

lisch der späteren, schon christlichen Zeit angehören. Viele Scherben zeigen zwischen beiden, an sich so verschiedenen Gefäßen, einen höchst interessanten Uebergang. Es ist jedenfalls hierdurch der Beweis erbracht, daß der Ort schon zur slavischen Zeit eine befestigte Niederlassung war, die bis ins Mittelalter als solche fungirte. An der angegebenen Stelle soll auch vor einigen Jahren ein vergoldeter Dolch ausgegraben worden sein; doch war hierüber nichts mehr zu ermitteln.

III. Die Burgwälle im Hühnerwinkel. (Hünenwinkel?)

Von Norden nach Süden weitergehend, finden wir ein interessantes System von Burgwällen im sogenannten Hühnerwinkel, 1/4 Meile nordöstlich von Löcknitz, von Rothenklempenow etwa 3/4 Meilen in südöstlicher Richtung entfernt, in dem jetzt trocken gelegten Plöwener Seebruch. Dieser Plöwener Seebruch stellt ein etwa 1600 Morgen großes Becken mit Torfboden dar, welches durch eine morastige Niederung, die sich hinter der Löcknitzer Försterei zum Randowthal hinzieht, mit dem Randowbruch in unmittelbarer Verbindung [5]) stand und nur als eine Ausbuchtung des Randowbruches aufzufassen ist. Heute durchschneidet diese morastige Niederung ein Graben, der mit dem Randowbach in Verbindung steht und zur Entwässerung des Plöwener Sees angelegt ist. Daß diese Niederung indessen ehemals Wasser war, beweist ein beim Räumen des Grabens gefundener scheibenförmiger Netzsenker aus gebranntem Thon von 13 ctm. Durchmesser und 4,5 ctm. Lochweite (in meinem Besitz).

In diesen Torfwiesen des Hühnerwinkels finden sich drei, zum Theil sehr vollkommen erhaltene Burgwälle, die durch Dämme unter sich verbunden sind, so daß dieselben ein förmliches Befestigungssystem darstellen. Der erste Burgwall, dem Südwestufer des Plöwener Seebruches und der königl. Forst am nächsten, ist am wenigsten gut erhalten, da man auf demselben ein Arbeiterhaus erbaut hat und den übrigen Raum

---

[5]) Siehe Karte Nr. II.

als Acker verwendet, doch sind auf der Westseite des Burgwalles die Konturen noch gut erhalten. Der Burgwall, mit dem Südwestufer durch einen Damm verbunden, ist ziemlich rund, etwa 100—120 Schritte im Durchmesser, zeigt in der Mitte eine Einsenkung, während die Böschung nach der Wiese etwa 10—12 Fuß hoch ist. Der Untergrund besteht aus Torf, auf dem der Wall aus Sand, wie ihn die Ufer in Menge darbieten, aufgeschüttet ist. Weiter nordöstlich in das Bruch hinein liegt ein zweiter Burgwall, ebenfalls nahezu rund und ziemlich gleich groß, gleichfalls auf der Oberfläche planirt und zu Acker gemacht. Mit dem erstgenannten Burgwall steht dieser durch zwei Dämme in Verbindung, einen gerade verlaufenden und einen im Bogen nach Süden verlaufenden Damm. Letzterer Damm ragt noch etwa 5—6 Fuß über die torfige Wiese empor und ist aus Sand aufgeschüttet; im Innern des Dammes finden sich Feldsteine, ohne Mörtel, von der Größe, wie sie leicht ein Mann zu tragen vermag, offenbar um das Abspülen des Dammes, der etwa 5 Fuß breit ist, zu verhindern.

Dieser zweite Burgwall steht ebenfalls auf torfigem Untergrund und ist von Sand aufgeschüttet. Von diesem zweiten Wall, in nördlicher Richtung in das Bruch hinein, liegt ein dritter Wall, mit dem zweiten durch einen etwa 200 Schritt langen, niedrigen Damm verbunden. Dieser dritte Burgwall ist noch sehr gut erhalten und noch nicht planirt. Er ist 108 und 112 Schritte im Durchmesser, also auch fast rund, in der Mitte stark vertieft, so daß die Konturen noch deutlich erkennbar sind. Nach außen, nach der umgebenden Wiese zu, ist die Böschung etwa 10—12 Fuß hoch. An der Stelle, wo der vorgenannte 200 Schritte lange Damm sich anschließt, ist ein deutlicher Eingang durch Unterbrechung des Randes zu bemerken. Den Damm, der diesen Burgwall mit dem vorhergenannten in Verbindung bringt, scheint man auch durch eichene Pfähle befestigt zu haben, da an dem Burgwall starke eichene Pfähle im Torfe gefunden werden, möglich auch, daß dieselben von der Brustwehr stammten. Eine eigentliche

Brustwehr aus Erde, wie wir sie an den auf der Höhe errichteten Burgwällen bemerken, ist auch hier nicht vorhanden.

Was die Ausgrabungsresultate betrifft, so legte ich auf diesem Burgwalle, der mit einer festen Rasennarbe bedeckt ist, mehrere Gruben an; der Befund war in allen derselbe: Kohlen, Knochenreste, zum Theil gespalten, und Mengen ornamentirter Scherben, grob, meist nur von außen gebrannt, mit Quarzkörnern und Glimmerblättchen. In den beiden anderen Burgwällen machte ich keine Aufgrabung, da zahlreiche Scherben mit dem Burgwallornament auf der Oberfläche liegen, vom Pfluge herausgenommen. Was meine Untersuchung der Ufer des Bruches betrifft, so haben sich auch hier erwähnenswerthe Dinge gefunden. Dicht bei dem Burgwallsystem, am Westufer des Bruches, finden sich auf einer Landzunge (jetzt Eichenkultur) zahlreiche Brandstätten, 1 m. im Durchmesser und 0,5 m. tief, dabei zahlreiche Gefäßscherben mit rauher Außenfläche, ohne Ornamente, von theilweise recht großen Gefäßen. Die Gefäße stammen von Begräbnißstätten. Zwar sind die Gräber, auf die ich durch den hiesigen Förster, Herrn Rüdiger, aufmerksam gemacht wurde, durch die Forstkultur zerstört, doch glaube ich aus den noch zahlreich herumliegenden Platten von rothem, körnigen Sandstein und Muschelkalk, die man hierorts mit Vorliebe zu Deckelplatten der Steinkistengräber zu nehmen pflegte, schließen zu können, daß die Gräber Steinkistengräber waren. Zwischen dieser Grabstelle am Ufer und unseren Burgwällen fand der Besitzer des Hühnerwinkels, Herr Rittergutsbesitzer Gamp-Hohenfelde, vor einigen Jahren beim Torfstechen Pfahlbauten, die etwa 3—4 Hütten gebildet haben mögen. Leider wurden dieselben nicht genau untersucht. Am nördlichen Ufer des Bruches wurden vor einem Jahre 2 sehr schöne große Feuersteinbeile mit gelber Patina gefunden, ohne Stielloch, 16 und 19 ctm. lang, 6,5 ctm. breit, ungefähr von der Form, wie sie im Album der prähistorischen Ausstellung zu Berlin 1880 abgebildet sind auf Sektion II. Pommern Tafel V 1a (in meinem Besitz).

IV. Der Löcknitzer Burgwall.

Eine Meile südlich von Klempenow und 1/4 Meile von den eben geschilderten Burgwällen entfernt, liegt der Ort Löcknitz. Im Mittelalter war derselbe eine nicht unbedeutende Feste, welche den wichtigen Randowübergang der Straße Stettin-Pasewalk deckte. Am Ufer der Randow, neben der Randowbrücke, befinden sich heute noch die Reste der Wälle und ein alter aus dem Mittelalter stammender etwa 35—40 Fuß hoher steinerner Wachthurm. Auch diese Feste ist aus einem slavischen Burgwalle hervorgegangen. Schon der Name des Ortes ist slavischen Ursprungs[6]).

Das Randowthal hieß in seinem südlichsten Theile: Wilsna, von Schmölln bis Löcknitz: Randowa, von Löcknitz bis zur Uecker: Lokeniza. Der Umstand, daß der Fluß gerade von dieser Stelle bis zur Uecker schon im 13. Jahrhundert lokeniza hieß, scheint ferner auf ein hohes Alter des Ortes hinzudeuten. Daß das Thal der Randow an verschiedenen Stellen verschiedene Namen gehabt, ergiebt sich aus einer Urkunde Barnims I., in der die Grenze der Mark angegeben wird: „. . . usque ad terminos inferius annotatos. a flumine videlicet quod Wilsna dicitur. usque per medium paludis qui dicitur randowa. a medio randowe usque per medium fluminis quod dicitur lokeniza. a medio lokeniza usque ad flumen quod dicitur vkera"[7]).

Der Randowübergang, der von der Burg beherrscht wurde, war schon im 13. Jahrhundert ein sehr bedeutender. Die Randowbrücke heißt noch heutigen Tages: Vollbrücke. Die Bezeichnung Vollbrücke ist nun aber eine uralte. So finden wir den Namen Vollbrücke schon in einer Urkunde von 1242 datum Lositz, in welcher der Ritter Detlev von Gadebusch, Herr der Lande Loiz, seiner Stadt Loiz das Lübische Recht verleiht und die Grenzen der Stadt bestimmt[8]): „. . . Metam

---

6) (polnisch) loch = Grube, lokac = Pfütze, nizina = Niederung, also Pfützen- oder Grubenfluß, Grubenniederung.

7) Hasselbach, Cod. Pom. dipl. Nr. 452.

8) Ebenda, Cod. Pom. dipl. Nr. 307.

uero siue terminos predicte ciuitatis ad partem occidentalem versus villam Rustowe a medio fluminis. qui pena dicitur. usque ad pontem qui dicitur Bolbrucke distinguimus."

Ferner finden wir in einer Urkunde vom Jahre 1249, in der Wartislav III., dux de dymin, dem Kloster Reinevelde mehrere Dörfer schenkt, denselben Ausdruck: „usque ad pontem qui Bolbrugge dicitur"[9]). Wenn schon das Angeführte genügt, den slavischen Ursprung von Löcknitz zu erweisen, so läßt sich noch der urkundliche Nachweis führen, daß auch die alte Feste aus einer slavischen entstanden sein muß. In einer Urkunde von 1212, in der Bogislav II. das Kloster Colbatz unter seinen Schutz nimmt und begabt, wird als Zeuge ein Thomas de Lokenitz genannt[10]). Bedenkt man nun, daß die Zeugen unter den Urkunden fast immer Geistliche, Burgvögte oder Ritter sind, so wird man gewiß nicht fehlgehen, wenn man den Thomas de Lokenitz für einen Vogt der Burg Löcknitz hält; dann aber war eben Löcknitz im Jahre 1212, also 50 Jahre nach der Zerstörung der heidnischen Tempelburg Arkona durch die dänischen Christen, schon eine Burg und wie alle Burgen jener Zeit aus einem Burgwalle hervorgegangen. Spätere Urkunden bestätigen auch diese Vermuthung. In einer Urkunde von 1267, in welcher Hermann, Bischof von Camin, der Marienkirche zu Stettin den Zehnten des Dorfes Wamlitz, des Dorfes Brüncken und des jetzt untergegangenen, vielleicht am Glambeksee gelegenen Dorfes Glambeke überweist, wird als Zeuge des Bischofs ein Hermann, Vogt zu Löcknitz, aufgeführt . . . . Hermannus aduocatus noster in Lokniz"[11]).

Löcknitz war damals also eine dem Bischof von Camin gehörige Burg (advocatus noster) und Hermann, der Vogt derselben, scheint sich mit dem Bischof auf recht gutem Fuße

---

9) Bolbrucke von bol = hohl, z. B. Sprichwort: holl und boll = sehr hohl, Bolleis = hohles Eis.

10) Hasselbach, Cod. Pom. dipl. Nr. 137.

11) Pommersches Urkundenbuch, Band II, S. 170.

gestanden zu haben, denn er wird nicht nur unter vielen Urkunden des Bischofs als Zeuge genannt, sondern es sind auch eine ganze Reihe von Urkunden in Löcknitz selbst abgefaßt.

Was die Untersuchung der Lokalität selbst betrifft, so finden sich die slavischen Scherben mit den charakterischen Ornamenten in Menge auf dem Walle nach dem Randowthal hin. Auch eine Aufgrabung bringt solche zu Tage, sowohl die groben älteren, mit Quarzkörnern untermengten, als spätere blaugraue. Es kann hiernach keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß auch Löcknitz aus einen slavischen Burgwall hervorgegangen ist. Auch in der Nähe von Löcknitz sind Steinkistengräber gefunden worden (in den sogenannten Beyerpfühlen). Die in Löcknitz gefundene Münze der Kaiserin Faustina, Gattin des römischen Kaisers Marc Aurel, beweist übrigens neben Broncefunden in der Nähe, daß der Uebergang über das Randowthal bei Löcknitz, ebenso wie der bei Schmölln, worauf ich später zurückkomme, schon in einer Zeit von Bedeutung war, die weit älter als die slavische Periode ist. Möglich, daß hier Handelswege zusammenlaufen, auf denen die vorpommerschen Broncegefäße, z. B. die Bronce-Urne von Sophienhof 2c., dorthin kamen, und daß diese Straßen vielleicht mit den von Herrn von Sadowsky[12]) nachgewiesenen Handelswegen, über Usch und Zscharnikau zur Bernsteinküste, zusammenhängen. Vielleicht hat Neumark mit seinen interessanten Bronceschwertern, die in Bezug auf den Griff einzig dastehen, und in späterer Zeit Pyritz mit seinen Römerfunden eine Station auf dem Wege nach Zscharnikau zu jenen von von Sadowsky angegebenen Handelsstraßen gebildet.

V. Der Retziner Burgwall.

Während die bisherige Schilderung sich mit Burgwällen beschäftigte, die sich als niedere, in oder an Sümpfen angelegte, charakterisirten, finden wir in dem Retziner Burgwall eine Hochburg.

---

[12]) von Sadowsky, Handelsstraßen der Griechen und Römer.

Etwa 3 km. südlich vom Löcknitzer liegt dicht am Ufer des Randowthals der Retziner Burgwall, in der Nähe des Gutes Salzow. Auf der Endkuppe eines schmalen Landrückens, der sich vom Ufer des Thales aus in der Richtung von Ost nach West in dasselbe vorschiebt, befindet sich der Wall. Nach Süden und Westen ist er vom Randowthal umgeben, nach Norden von dem sogenannten Leichensee, nur nach Osten, längs des genannten Landrückens, dessen Südspitze er bildet, zugänglich. Der Burgwall hat eine unregelmäßig viereckige Gestalt und fällt nach dem Leichensee zu in einer 50—60 Fuß hohen Böschung ab. Ebenso steil ist die Böschung nach dem Randowthal hin, auf dieser Seite noch durch einen in halber Höhe liegenden Wall und Graben befestigt. Auf diesen, durch steile Böschungen, durch den Leichensee und das sumpfige Thal schon von Natur festen Seiten hat der Burgwall keine eigentliche Brustwehr, wohl findet sich aber eine etwa 10—15 Fuß hohe Brustwehr auf der Landseite des Burgwalls, und vor derselben ein Graben. Auf diese Weise ist die am leichtesten zugängliche Landseite befestigt. Die Größe des Burgwalles beträgt etwa 80—100 Schritte ins Geviert. Bisher war der Burgwall wie der ganze Landrücken mit Gebüsch und Bäumen bestanden, doch sind diese in neuerer Zeit ausgerodet, so daß der Burgwall in seinen Formen gut erkennbar ist.

Urkundlich erwähnt, habe ich den Burgwall nirgends gefunden, wohl aber spinnen sich um denselben im Volke eine Menge Sagen.

Ehemals soll auf dem „Burgwald" eine Raubritterburg gestanden haben, deren Insassen durch quer über die Randow gespannte Ketten die Schiffe aufhielten, ausplünderten und die Bemannung im Leichensee ertränkten. Offenbar hängen diese Sagen mit dem Glauben an die ehemalige Schiffbarkeit der Randow zusammen und verdankt der Leichensee auch der Sage seinen Namen.

Ferner erzählt man, daß vor Jahren der Hund eines Schäfers in ein unterirdisches Gewölbe des Burgwalles gekrochen sei (der Burgwall ist von mehreren Dachsmutterbauen

vollständig durchwühlt) und mit Mehl bedeckt wieder herausgekommen sei. Hierauf habe der Schäfer nachgegraben und einen Schatz gefunden, den er nach Amerika in Sicherheit gebracht.

Nach meiner Untersuchung finden sich nicht die geringsten Spuren von Mauerwerk. Die Brustwehr auf der Landseite ist ohne Stein- oder Holzsubstruktion aus Sand aufgeworfen. Die Kulturschicht ist im Gegensatz zu den seither aufgeführten Burgwällen eine wenig mächtige, etwa 1 Fuß stark. Die Ausgrabungsresultate waren den bisher geschilderten im wesentlichen gleich: Knochen, Kohlen. Die Anzahl der ausgegrabenen Scherben ist aber eine verhältnißmäßig geringe; außerdem finden sich neben Scherben der älteren Art auch wenige der blaugrauen, feineren Sorte, die sich nach Lisch bis in die christliche Periode hineinziehen. Mehrere Gruben gaben dasselbe Resultat.

Daß man es mit einem slavischen Burgwall zu thun hat, der nach seiner Anlage auf der Höhe mehr den Hochwällen Rügens ähnelt, ist hiernach unzweifelhaft. Nur war derselbe, gegenüber den bisher geschilderten Burgwällen, weit weniger lange oder weniger oft bewohnt; denn dies glaube ich aus der geringen Anzahl der Scherben und aus der wenig mächtigen Kulturschicht schließen zu können. Es kann dies auch nicht auffallen, wenn man die hohe und offene Lage bedenkt, von der aus man sowohl nach Norden als nach Süden einen ziemlichen Theil des Thales übersehen konnte. Es mochten hier zur ständigen Besatzung wohl wenige Wachmannschaften genügt haben.

VI. Die Lebehner Burgwälle.

Als ich mit meiner Untersuchung der Burgwälle des Randowthales bis hierher gekommen war, stand es für mich fest, daß die Burgwälle eine von Nord nach Süd verlaufende Kette von Befestigungswerken müßten gebildet haben, und ich war überzeugt, wiederum eine Meile weiter nach Süden, etwa in der Gegend von Glasow, einen ferneren Burgwall zu finden. Es

fand sich indessen trotz aller Aufmerksamkeit in jener Gegend dicht am Randowthal nichts.

Etwa $^3/_4$ Meilen vom Randowthal landeinwärts liegt das Gut Lebehn. Die Umgegend von Lebehn hatte ich längst schon mit Interesse betrachtet. Dicht am Wege von Sonnenberg nach Lebehn liegt ein gewaltiger Felsblock, der bei Besteigung und genauer Untersuchung sich als Näpfchenstein auswies. Ein anderer kleinerer Näpfchenstein liegt nicht weit ab von dem Wege von Lebehn nach Schwenenz, ein dritter lag auf der Feldmark der Domäne Kyritz, alle aber um den großen Lebehner See herum. Da die Ufer des genannten Sees auch eine Menge Steinkistengräber zeigen, war die Annahme wohl gerechtfertigt, daß die Ufer vor Zeiten wohl stark bewohnt gewesen, und am Ende wohl irgendwo in der Nähe Zufluchtsstätten versteckt sein möchten.

Besonders auffällig waren mir in dieser Beziehung zwei Inseln des Sees selbst. Herr Rittergutspächter Gamp, in dessen Familie das Gut sich schon lange befindet, wußte mir zwar über die Inseln auf meine Anfrage nichts Auffallendes mitzutheilen, indessen wurde eine Untersuchung vorgenommen, und schon die ersten Spatenstiche ergaben Scherben. Eine umfangreichere Untersuchung, zu der Herr Gamp die nöthigen Leute zu stellen die Freundlichkeit hatte, ergab das unzweifelhafte Resultat, daß man es mit einem großen und sehr alten Burgwalle zu thun hatte. Auch auf der zweiten, kleineren Insel findet sich ein Burgwall. Die beiden Inseln sind etwa 170 Schritte von einander entfernt, vom Ufer etwas weiter. Die Burgwälle, die mit einer Rasennarbe bedeckt und mit Bäumen und Buschwerk teilweise bewachsen sind, haben länglich ovale Form und hat der größere einen Längsdurchmesser von 120 und einen Breitendurchmesser von 90 Schritt, der kleinere von etwa 35 und 70 Schritt. Beide Burgwälle ragen etwa 12—14 Fuß über das See-Niveau empor. Spuren einer den Burgwall krönenden Brustwehr sind nicht vorhanden. Der Untergrund der Insel ist gelblich-weißer Sand, auf dem die Burgwälle aus schwärzlicher Wiesenerde aufgeschüttet sind.

Urkundlich erwähnt im 12. und 13. Jahrhundert habe ich Lebehn nicht gefunden, es sei denn, daß man nach Kanngießers Vorgang das Castellum Lubinum, von dem die Biographen Ottos, des Bekehrers der Pommern, sprechen, auf Lebehn beziehen will[13]).

Die Biographen Ottos berichten hierüber folgendermaßen:

Herbord II cap. 37. (Jaffé. Monumenta Bambergensia. S. 784): „Episcopus autem, tenorem pacti, quo ab eis recesserat, mente habens, cogitabat quidem statim post conversionem Stetine ad eos (Julinenses) properare; sed rogatus est duo prius invisere castella, Gradiciam videlicet et Lubinum; que in confinio posita ad pagum pertinebant Stetinensem."

Ebo schweigt ganz von Gridiz und Lubinum.

Die Prieflinger Handschrift hat II 14: „Jam vero omnibus in fide domini confortatis, beatus pontifex ad civitatem quandam, Gridiz dictam, per Oderam navigio venit, indeque rursus ad aliam in littore maris sitam, quae Liybin dicitur, navigavit."

Dieses Lubinum des Herbord und Liybin des Prieflinger soll nach Kanngießer das Dorf Lebehn sein. Zwar würde das „Castellum" stimmen, auch das mare könnte als Landsee gedeutet werden, denn auch das Haff wird so bezeichnet. Will man aber annehmen, daß der Bischof zu Schiffe nach Liybin gekommen sei (navigavit), so kann Lebehn entweder der Ort nicht sein, denn er liegt nicht an einer mit Garz verbundenen Wasserstraße, oder man muß die Stelle so verstehen, daß der Bischof, nachdem er Garz bekehrt, auf demselben Wege, auf dem er gekommen, wieder zurückgefahren sei (rursus), aber nur bis in die Gegend von Hohenzaden, von hier müßte er zu Land über Barnimslow und Ladenthin nach Lebehn gekommen sein. Nach der Bekehrung von Lebehn (Liybin, Lubinum)

---

[13]) Bekehrungsgeschichte der Pommern zum Christenthume von Peter Friedrich Kanngießer, Dr. theol. et phil. und ordentlicher Professor der Geschichte in Greifswald, 1824. I. S. 660.

müßte er zu den Schiffen zurückgekehrt und vollends nach Stettin hinabgefahren sein.

Schon der alte Chronist Kanzow und später auch Hasselbach[14]) nahmen Lebbin auf der Insel Wollin für das Lubinum, Liybin der Biographen. Lebbin war ein Castellum[15]), hatte eine alte reiche Kirche[16]), aber eines bleibt auch hier recht unverständlich: der Bischof will nach Julin, soll aber vorher noch Garz an der Oder und Lubinum (hier also Lebbin) bekehren, er muß also von Garz nach Lebbin fahren, d. h. an Julin vorüber, von Lebbin fährt er nach Stettin, d. h. wieder bei Julin vorüber, und hierauf fährt er wieder zurück nach Julin, wohin er gleich Anfangs zu gehen beabsichtigte. Warum besucht er nicht Julin, oder warum fährt er erst wieder nach Stettin zurück, wenn er doch zweimal an Julin vorbeifahren muß? Giesebrecht hat in seinen Wendischen Geschichten (II, S. 280) dieselbe Reiseroute, ebenso Barthold: Geschichte von Rügen und Pommern (II, S. 56). Was war der Grund für diesen Umweg? Jedenfalls sind mit der Annahme, daß Lebbin auf Wollin das Lubinum der Biographen sei, auch noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben.

Mag sich aber das Lubinum, Liybin der Biographen auf Lebehn beziehen oder nicht, jedenfalls war Lebehn ein slavisches Castellum.

Im Frühjahr 1885 wurden auf der größeren Insel Gruben von 10 Fuß Länge und von 5—6 Fuß Tiefe angelegt und eine gewaltige Menge ornamentirter Scherben, Knochen vom Rind, Schwein, Ziege, Pferd, von letzterem ein ganzer Schädel, ferner vom Hirsch, Reh und von Wasservögeln gefunden. Es fanden sich ferner in der 3—4 Fuß starken Kulturschicht die Fundamente einer Hütte, ein Feuersteinmesser, ein Rehgehörne, vorne zugeschärft, unten abgerundet, offenbar als Pfriemen benutzt, ferner ein gut erhaltenes Gefäß ohne Ornamente. Das Gefäß hat die Größe und Form eines mitt-

---

[14]) Cod. Pom. dipl., S. 144.
[15]) Balt. Studien XI, S. 12.
[16]) Cod. Pom. dipl., S. 142.

leeren Blumentopfes, die Masse ist grauer, grober, mit Quarzkörnchen und Glimmerblättchen durchkneteter Thon. Dasselbe ist nicht auf der Scheibe gearbeitet und zeigt im Innern deutlich die Fingereindrücke. Ferner ein Schleifstein, länglich, schmal, vierkantig, nach beiden Seiten sich verjüngend, sehr zierlich gearbeitet. Derselbe ist nicht abgenutzt, vielleicht zum Schleifen von Knochennadeln verwandt. Ferner zwei Knochenpfriemen aus den Unterschenkelknochen eines Thieres (vielleicht Hammel), eine Thonperle 2c.

Die massenhaft vorhandenen Scherben zeigen die bekannten slavischen Ornamente, Punkte, Linien, Wellenlinien, und sind meist der älteren, gröberen Sorte mit Quarzkörnchen und Glimmerblättchen angehörig; die späteren blaugrauen Scherben sind sehr selten. Der Burgwall auf der kleineren Insel zeigt in Bezug auf die Scherben dasselbe Verhalten.

VII. Die Burgwälle von Penkun.

Die Stadt Penkun ist altslavischen Ursprungs, wie schon der Name andeutet (pěnka = Hanf im Böhmischen). Urkundlich wird die Stadt zuerst 1240 erwähnt[17]). In dieser Urkunde, die einen Vergleich des Herzogs Barnim I. mit dem Bischof Konrad III. von Kamin enthält, laut dessen der Herzog die bischöflichen Zehnten aus achtzehnhundert Hufen in Orten, deren Namen benannt werden, vom Bischof zum Lehn nimmt, heißt es: „in vico Pincun de centum et quinquaginta mansis“, und weiter „preterea . . . et medietatem minute decime de singulis mansis villarum longo tempore desertarum, que in territoriis Ceden, Piriz, Princelaw, Pinkun et Stetin de nouo exculte fuerint a colonis.“ Aus der angezogenen Stelle geht zunächst hervor, daß schon in sehr früher Zeit die Stadt Penkun ein vicus genannt wird, und weiterhin, daß sie ein territorium = Burgwardium hatte. Diese Burg ist aber unzweifelhaft aus einem

[17]) Hasselbach, Cod. Pom. dipl. Nr. 288. Klempin, Urkundenbuch I, S. 304.

slavischen Burgwall hervorgegangen. Es wird zur selben Zeit auch schon ein plebanus Vrowinus de Penkun, ein Geistlicher von Penkun, als Zeuge aufgeführt; der Ort hatte also auch schon eigene Kirche, war also verhältnißmäßig bedeutend. Sonderlich wundern kann man sich darüber allerdings nicht, wenn man bedenkt, daß Penkun auf pommerscher Seite den wichtigen Randowübergang bei Schmölln deckte, der auf der anderen Seite in Schmölln, Drense und Prenzlau seine Stützen hatte. Auch Giesebrecht vermuthete schon, daß Penkun eine alte slavische Feste gewesen sei. Er sagt: „Hinter den luiticischen Grenzburgen an dem Strome (Oder) selbst lag, allem Ansehen nach, etwas entfernter von ihm eine zweite Reihe. Zu ihr gehörte wohl Penkun, das im dreizehnten Jahrhundert neben Stettin als Hauptort eines Burgwards urkundlich genannt wird[18]." Giesebrecht hält also Penkun für eine Feste der Luiticier, da er, dem Adam von Bremen folgend, die Oder als Grenze der Luiticier und Pommern annimmt, worüber ich allerdings anderer Ansicht zu sein mir erlaube.

Im Frühjahr dieses Jahres untersuchte ich die dortige Gegend und fand die Vermuthungen, zu denen die Urkunden berechtigen, vollauf bestätigt.

Penkun liegt auf einer schmalen Landzunge zwischen drei Seen; die vorderste, höchste Stelle nimmt das alte Schloß ein, gegenwärtig im Besitz des Herrn Kammerherrn von der Osten, der meine Untersuchung des Ortes so gütig war zu unterstützen. Die Spitze des Höhenzuges, auf dem das heutige Schloß liegt, war ehemals ein Burgwall, vom sogenannten Herren-See auf drei Seiten umgeben. Die dem See zugeneigte Umgebung des Schlosses, jetzt Parkanlagen, zeigt schon auf der Oberfläche die charakteristischen Scherben von grober älterer und feinerer schwarzblauer Masse in erheblicher Anzahl. Spuren von Brustwehren sind nicht mehr vorhanden, doch lag der Burgwall so hoch über dem See, daß man ihn eine Hochburg zu nennen

[18]) Balt. Stud. XIb, S. 116.

versucht ist. Weiter hinein in den See liegt eine Insel, oder eigentlich Halbinsel, ehemals durch einen Graben vom Ufer getrennt, der sogenannte Taschenberg. Derselbe ist sehr flach und ragt wenig über den Wasserspiegel empor. Dort sollen nach der Sage Schätze vergraben sein. Einmal wurde in alter Zeit die Frau des Fischers, wie man mir erzählte, in der Nacht durch eine unsichtbare Stimme aufgefordert, dort nachzugraben, aber nur dann, wenn in ihrer Familie eine Person mit rothem Haar sei. Man könnte hierin einen Anklang an den Thôrkult finden.

Auf Grund meiner Untersuchung halte ich mich zu der Annahme berechtigt, daß der Taschenberg wohl eine kleine Ansiedelung, aber kein eigentlicher Burgwall gewesen ist; es fanden sich Stücken von Lehm mit Stroheindrücken, aber keine Scherben, auch ist keine Spur eines Walles zu finden. Charakteristisch ist, daß man die ganze, niedrige Landzunge, deren Endspitze der Taschenberg ist, die alte Stadt nennt.

Etwas weiter hiervon entfernt liegen im See zwei Inseln, der große und kleine Burgwall vom Volke genannt.

Der kleine Burgwall ist gleichfalls sehr flach, ohne Andeutung eines Walles, doch finden sich Scherben älterer Art. Eine Niederlassung war derselbe gewiß, wenn auch keine sonderlich feste. Anders steht es mit der größeren Insel, die sich als ächte slavische Sumpfburg erweist.

Die Insel hat eine etwa 5 Fuß hohe Böschung und ist aus schwarzem, mit Sand vermischten Boden aufgeschüttet, etwa 180 Schritte lang und 150 Schritte breit, also von ovaler Form. Beide Inseln sind mit Unterholz bestanden.

Schon die Oberfläche zeigt zahlreiche Scherben, die wie die Aufgrabung lehrte, noch in einer Tiefe von 4—5 Fuß zu finden waren, ausschließlich älteren Charakters, zahlreiche Knochen und Holzkohlen. Die getroffene Stelle schien eine Feuerstelle gewesen zu sein, da sich auch Granit dort fand, dem man die Wirkung des Feuers deutlich ansah. An anderer Stelle fand sich schon wenig tief unter dem Boden in größerer Ausdehnung verbrannter Lehm mit Stroheindrücken und Kohlen

untermischt; hier schienen Hütten durch Feuer untergegangen zu sein.

Nordöstlich von Penkun, auf der Feldmark Büssow, findet sich noch ein großer, halbkreisförmiger Hügel, jetzt mit jungen Kiefern bestanden, der den oberflächlichen Eindruck eines Burgwalles macht; die genaue Untersuchung ergab jedoch, daß derselbe ein natürlicher, mit dünner Rasennarbe bedeckter Kiesberg ist, ohne Spur einer Brustwehr und ohne jede Andeutung einer Kulturschicht.

VIII. Der Burgwall von Blumberg.

Zwischen dem Burgwall von Penkun und dem letzten der Randowlinie, dem Burgwall von Garz, war mir kein weiterer mehr bekannt, bis ich durch eine Mittheilung des Herrn Kammerherrn von der Osten erfuhr, daß ungefähr in der Mitte zwischen Penkun und Garz sich eine Andeutung einer Burgstelle finde, nämlich eine im Randowbruch stehende, zum Gutsbezirke Blumberg gehörige Scheune, die von jeher „Burgwallscheune" genannt worden sei.

Es veranlaßte mich dies zu einer Untersuchung der dortigen Lokalität, wobei mir der Besitzer, Herr Rittmeister und Abgeordneter von der Osten, freundlichst seine Unterstützung gewährte.

Etwa eine halbe Meile nordwestlich von Blumberg, das übrigens bis zum Ende des 13. Jahrhunderts urkundlich nicht erwähnt wird, findet sich im Randowbruch auf einer erhöhten Stelle, etwa 150 Schritte vom Ufer entfernt, eine Scheune, die die „Burgwallscheune" genannt wird. Dicht daneben liegt eine aus Steinen und Erde aufgeworfene Erhöhung. Dieselbe ist rund und hat etwa 25—30 Fuß im Durchmesser, in der Mitte etwas vertieft, mit Bäumen bestanden. Neben diesem sogenannten „Burgwall" führt ein alter, nahezu versunkener Damm quer durch das Randowthal nach dem jenseitigen Ufer, wo sich gleichfalls ein Burgwall befindet, der Burgwall von Gramzow. Die Untersuchung der Lokalität ergiebt indessen Resultate, die von den bisher geschilderten Ausgrabungsresultaten ziemlich abweichen. Zunächst ist der sogenannte Burgwall sehr

klein im Verhältniß zu den bisher geschilderten Burgwällen, ferner ist derselbe anders gebaut, da er in der Hauptsache aus Steinen besteht, während die bisher geschilderten nur aus Erde aufgeschüttet sind. Die charakteristischen Scherben fanden sich nicht. Es ist also unmöglich, den Wall als unzweifelhaft slavisch anzusprechen und halte ich ihn auch aus der Beschaffenheit der Steine für neuer. Daß aber in der nächsten Umgegend, vielleicht an der Stelle, wo die spätere Scheune erbaut wurde, ein slavischer Burgwall einst stand, das glaube ich aus folgenden Gründen annehmen zu dürfen. Zunächst der Name „Burgwallscheune“. Ferner der alte, halbversunkene Damm, der nach dem entgegengesetzten Ufer führt, wo ein Burgwall der Ukrer stand, und nach den bisherigen Ergebnissen der Untersuchung liegen sich die Burgwälle meist gegenüber, es läßt also der gegenüberliegende Burgwall von Gramzow hier einen solchen vermuthen. Hierzu kommt noch, daß die Entfernung zwischen Penkun und Garz etwas groß ist, und man auch aus diesem Grunde in der Gegend von Blumberg, als der Mitte, einen Wall suchen zu müssen glauben kann. Endlich aber finden sich auch hier wieder, etwa 150 Schritte von der sogenannten Burgwallscheune entfernt, Steinkistengräber, die doch eine Besiedelung der Stelle in prähistorischer Zeit beweisen. Beim Abtragen eines flachen, etwa 1½ Fuß hohen kleinen Hügels kamen 3 Steinkisten zum Vorschein. Dieselben waren, wie hier regelmäßig, länglich viereckig etwa 1½ Fuß breit und 2—2½ Fuß lang, 1½ Fuß tief aus Platten von körnigem, rothen Sandstein zusammengefügt. Der Boden war gelber Sand, mit einer weißlichen, seifenähnlichen Masse vermischt. In denselben fanden sich zwei Grabgefäße der gewöhnlichen Form: gehenkelt, klein, etwas bauchig, aus dunkelgrauer, mit Quarzkörnern und Glimmerblättchen durchkneteten Masse, außen mit einem dünnen, gelblichen Lehmanstrich, ohne jede Verzierung. Die in den Kisten gefundenen Knochen sind theils im Feuer gewesen, theils nicht. In einer Kiste lagen zwei Schädel, von denen der eine, besser erhaltene deutlich dolichocephale Form hat. Beigaben an Artefacten waren nicht vor-

handen. Es wäre möglich, daß der an der Stelle der Burgwallscheune vielleicht gelegene Burgwall dereinst nur klein oder wenig bewohnt war und darum wenig Spuren hinterlassen hat; ich lasse es jedoch dahingestellt, ob man die angeführten Gründe für die dereinstige Existenz eines slavischen Burgwalls an dortiger Stelle für ausreichend hält.

IX. Der Burgwall von Garz.

Der südlichste Burgwall der Randowlinie ist der Burgwall Garz. Schon der Name der Stadt deutet an, daß dieselbe in slavischer Zeit eine Burg gewesen, denn derselbe hängt zusammen mit dem böhmischen hradec: die Burg[19]), und dem polnischen grodzic: umzäunen. Schon 1124, bei der ersten Bekehrungsreise des Bischof Otto, war Garz ein fester Ort, denn Garz ist nichts anderes als das Gradicia des Biographen Herbord und das Gridiz der Prieflinger Handschrift. Beide Biographen nennen übereinstimmend die Stadt ein castellum resp. civitas[20]). In einer späteren Urkunde vom 4. März 1236, in welcher Barnim I. den Tempelherren zur Unterstützung des heiligen Landes Zollfreiheit in seinen Landen gewährt, wird ein Retimarus de Gardiz als Zeuge aufgeführt, offenbar ist derselbe der derzeitige Castellan der Burg Garz[21]). Vier Jahre später erhält die Stadt schon eigenes Magdeburgisches Recht. In einer 10 Jahre später abgefaßten Urkunde schenkt Herzog Barnim I. der Stadt Garz alles Land zwischen dem Salveiflusse und dem Dorfe Reinckendorf, welches früher den Burgmannen zu Garz gehört hatte, gegen eine jährliche Abgabe von zwölf Wispeln Getreide, sowie der Stephanskirche daselbst für den Zehnten von diesem Lande

---

[19]) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., S. 662.

[20]) Der Wortlaut der Stelle ist vorher unter „die Burgwälle von Lebehn" schon angeführt. Civitas ist aber = urbs, castellum, provincia, burgwardium, siehe Balt. Stud. XIb 106. Wigger, Meklenburgische Annalen, S. 123.

[21]) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., Nr. 234. Klempin, Urkundenbuch, S. 328.

alles Land zwischen der Bojader und Lewoth, den Bürgern ferner die Wiesen an der Oder, früher gleichfalls den Burgmannen gehörig, und den Ort der alten Burg selbst, erlaubt ihnen, auf dem geschenkten Lande ein Dorf anzulegen und bestätigt die halbe Zollfreiheit. In dieser Urkunde vom 7. Mai 1259 heißt es ausdrücklich: „Et ad hoc eis adiecimus totum locum in quo castrum Gardz steterat cum loco suburbii possidendum iure eodem“ [22]. Hier wird also sogar das Vorhandensein einer alten Burgstelle anerkannt. Diese urkundlichen Beweise genügen vollauf zur Feststellung der Thatsache, daß Garz aus einem Burgwalle hervorgegangen ist, selbst wenn sich heute keine Spuren eines solchen mehr finden sollten. Auch Schladebach berichtet, daß man die Lage dieser alten Burg nicht mehr feststellen könne, und was von Probst in seinen Beiträgen zur Geschichte von Garz (S. 31) über die Lage des Schlosses conjecturirt habe, beziehe sich nicht auf diese alte Burg, sondern auf das im Jahre 1473 durch die Brandenburger erbaute Schloß [23].

Wir hätten mit dem Burgwalle von Garz die Oder wieder erreicht und in ihm das südlichste Bollwerk der Randowlinie auf der rechten, pommerschen, Seite gefunden. Die folgende Darstellung bezieht sich auf die Burgwälle der linken Randowseite, und ist es charakteristisch, daß diese Burgwälle des heute Uckermärkischen Gebietes den Burgwällen der rechten Seite meist gegenüber liegen.

X. Der Burgwall von Gramzow.

Dem Dorfe Blumberg gegenüber liegt etwa eine Meile landeinwärts das Städtchen Gramzow. Der Name des Ortes weist auf slavischen Ursprung hin. In Meklenburg bei Gnoien liegt ein Granzow, das mehrfach urkundlich erwähnt wird, vielleicht sind Gramzow und Granzow sprachlich auf dasselbe Wort zurückzuführen und etwa mit dem polnischen Granica

---

[22] Dr. R. Prümers, Pomm. Urkundenbuch II, N. 663, S. 56.

[23] Julius Schladebach, Urkundliche Geschichte der Stadt Garz an der Oder. Leipzig 1841. S. 48.

(Grenze), Graniczyć (Grenzen) in Verbindung zu bringen. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß in der Nähe von Gramzow im 11. Jahrhundert die Gebiete dreier slavischer Völker zusammenstießen, der Pommern, Uckrer und Riaciner. Zum ersten Male wird Gramzow als Dorf erwähnt in einer Urkunde des Bischofs Konrad I. von Pommern: „in prouincia quoque Vcra villa Gramsowe . . .“ [24]). Der Codex setzt die Urkunde in das Jahr 1168, Klempin hingegen in das Jahr 1178. Jedenfalls aber ist aus der Urkunde zu entnehmen, daß der Ort Gramzow selbst im Jahre 1178 noch ein Dorf (villa) war, und daß die Vogtei, von der im Jahre 1245 die Rede ist (aduocatiam super omnibus bonis nostris [25]), erst eine spätere Einrichtung sein muß. Die ursprüngliche Burg lag etwas abseits von Gramzow, bei dem Forsthause Gramzow (Dreiecksee). Es wäre möglich, daß diese Burg im 13. Jahrhundert auch der Sitz des Rittergeschlechtes derer von Gramzow gewesen ist. Ein Mitglied dieser Familie, ein: miles Johannes de Gramsowe wird in den Urkunden der Jahre 1262—1286 sehr häufig als Zeuge erwähnt.

In dem Dorfe Gramzow hingegen wird schon 1178 oder 79 durch Herzog Bogislav I. ein Kloster gegründet, dessen Pröbste häufig als Zeugen fungiren. Einer von ihnen, der prepositus Johannes, spielt besonders dadurch eine traurige Rolle in der pommerschen Geschichte, daß er im Jahre 1245, uneingedenk der Wohlthaten, die er von den Herren des Landes, den Pommernherzogen empfangen, denselben den Gehorsam kündigt und sich die Markgrafen von Brandenburg als Herren erwählt. Er trug dadurch seinerseits mit dazu bei, das Ansehen der Märker zu stärken in der provincia Vcra, welche dann fünf Jahre später die Pommern wirklich an die Markgrafen von Brandenburg abtreten mußten.

Auf Grund der eigentümlichen Regelmäßigkeit, mit der die Burgwälle des Randowthales in Bezug auf ihre Entfer-

---

[24]) Hasselbach, Cod. Pom. diplom. Nr. 26. Klempin, Urkundenbuch S. 48.

[25]) Hasselbach, Cod. Pom. diplom. Nr. 340.

nung von einander angelegt sind, kam ich zu der Annahme, daß südlich von Schmölln und westlich von Blumberg sich ein Burgwall finden müsse, also in der Gegend von Gramzow. Herr Oberförster zur Linde, an den ich mich um Auskunft wandte, theilte mir nun folgendes mit:

In der Nähe vom Forsthaus Gramzow liegt der große und kleine Burgsee, zwischen beiden befindet sich ein Stück Land von unregelmäßig rundlicher Form, welches auf zwei Seiten von den genannten Seen begrenzt wird, auf den beiden anderen mit dem Lande zusammenhängt. Diese letzteren mit dem Lande zusammenhängenden Seiten sind durch gut erhaltene Wallgräben befestigt. Auf dieser Burgstelle befinden sich mehrere trichterförmige Einsenkungen, welche von eingefallenen Kellerräumen herrühren dürften. In diesen Trichtern finden sich auch Mauersteine von besonders großem Formate. Auch das Volk erzählt sich, daß hier einmal eine alte Burg gestanden habe. Vorgenommene Nachgrabungen fördern auch die oft genannten, groben, ornamentirten Scherben hervor. Es ist demnach unzweifelhaft, daß diese Burgstelle zwischen den beiden Burgseen auf einem alt slavischen Burgwall errichtet ist. Letzterer aber ist älter als das in dem Dorfe (villa) Gramzow 1178 gegründete Kloster. Ich füge noch hinzu, daß auch in nächster Umgebung der Burgstelle vor einigen Jahren ein sehr bedeutender Broncefund (wahrscheinlich Depotfund), gemacht wurde: Spiralhandbergen, Fibeln, Celte, Palstäbe 2c. Auch finden sich in der Nähe der Burgstelle Urnengräber.

XI. Der Burgwall von Schmölln.

Ich habe an früherer Stelle schon bemerkt, daß bei Schmölln die Randow sowohl nord- als auch südwärts, zum Haff und zur Oder fließt. In dieser Gegend hat die Sohle des Randowthals ihre größte Erhebung, eine Art Wasserscheide. Diese seichte Stelle ist als Uebergangspunkt benutzt und führt heute die Straße von Penkun nach Prenzlau hier durch das Randowthal. Höchst wahrscheinlich ist dieser Uebergangspunkt, ebenso wie der bei Löcknitz, aber schon sehr alt.

Man findet bei Schmölln, Grünz und Penkun alte Broncen in Kegelgräbern in so eigenthümlicher Weise an dieser Lokalität zusammengedrängt, daß man sich der Vermuthung kaum verschließen kann, es habe schon vor unserer Zeitrechnung hier eine Handelsstraße geführt, die ebenso wie die bei Löcknitz vielleicht mit den von von Sadowsky angegebenen Straßen von Uszk und Czarnikau über Pyritz und Neumark in Verbindung gestanden habe. Ich erinnere hier nur an die Bronceschwerter von Grünz (Stettiner Sammlung), die Broncefunde von Radekow (Stettiner Sammlung), zahlreiche, nach Berlin gesandte und in Privathänden befindliche Broncen. Auch während der slavischen Periode war unzweifelhaft hier eine Fuhrt, die nach Pommern zu durch den Burgwall von Penkun, auf dem entgegengesetzten Randowufer durch den Burgwall von Schmölln und weiter nach Westen durch Drense und Prenzlau gedeckt wurde.

Dicht bei Schmölln am Randowthal liegt der sogenannte Räuberberg. Derselbe bildet eine nach Südosten in das Randowthal vorspringende, ziemlich hohe Hügelkuppe, die nach hinten mit dem hohen Ufer des Randowthales in Verbindung steht.

Ueber den Räuberberg geht die Sage, daß auf demselben in Höhlen Räuber gewohnt hätten, welche die vorüberfahrenden Schiffe ausgeplündert. Auch den Namen des Claus Störtebecker bringt man mit diesen Räubern in Verbindung, die zu Schiff vom Haff aus hierher gekommen seien und hier gehaust hätten. Es findet sich also auch hier wieder eine Andeutung der Sage von der ehemaligen Schiffbarkeit der Randow. Daß wir es nur mit einer Sage zu thun haben, ist selbstverständlich. Ich habe vorher schon nachgewiesen, daß die Randow ums Jahr 1250 nicht schiffbar, sondern ein Sumpf war, Claus Störtebecker und seine Genossen trieben ihr Unwesen aber besonders von 1390—1402. In letzterem Jahre wurden die Seeräuber aber unter Führung des Schoke und Lenevelt durch die Hamburger Flotte bei Helgoland überfallen. Sie verloren 40 Tode und 70 Gefangene. Unter den letzteren befanden sich

auch die Führer Störtebecker und Wichmann, die am 31. August 1402 in Hamburg aufgehängt wurden. Der Zusammenhang Störtebeckers mit den Räuberbergen bei Schmölln ist sonach selbstverständlich ins Reich der Fabeln zu verweisen.

Der Räuberberg fällt nach dem Randowthal zu etwa 50—60 Fuß hoch ab. In seinem unteren Theil ist noch deutlich ein Wall und Graben bemerkbar und hat der Berg eine eigene Quelle. Nach rückwärts zu, gegen das Randowufer, ist der Hügel durch einen deutlichen, tiefen Graben geschieden. Auf der Spitze des Hügels befinden sich die Fundamente eines viereckigen Wartthurmes aus dem Mittelalter, der nach Größe, Form und Material dem Löcknitzer Thurm entsprochen haben muß. Heute ist der Berg, zur Domäne Schmölln gehörig, in blühende Gartenanlagen verwandelt, so daß genauere Untersuchung nicht angängig erschien. Doch scheint mir schon die Form dafür zu sprechen, daß der Berg ursprünglich ein wendischer Burgwall war, auf dem erst später, wie in Löcknitz und Rothenklempenow, eine mittelalterliche Burg errichtet wurde. Ich bin fest überzeugt, daß Nachgrabungen auch die bekannten Scherben zum Vorschein bringen würden. Jedenfalls führte hier die direkte Militärstraße der Pommernherzoge von Stettin in das von ihnen eroberte Gebiet der Leuticischen Uckrer durch den Randowsumpf. Urkundlich habe ich bis zum Jahre 1286 Schmölln nicht erwähnt gefunden, doch scheint der Name auf slavischen Ursprung hinzuweisen. Ich möchte Schmölln mit dem polnischen smola (Pech), smolny (pechig, harzig) in Verbindung bringen; es wäre möglich, daß hier vor Zeiten eine Pechhütte oder ähnliches vorhanden war.

XII. Der Burgwall von Wolschow.

Etwa eine Meile nach Norden von Schmölln auf demselben Randowufer liegt das Dorf Wolschow, sprachlich wohl ebenso wie Wollin mit dem polnischen Wol (Ochse), Wolek (junger Ochse) zusammenhängend. Das Dorf ist alt und findet sich schon im Jahre 1260 in einer Urkunde erwähnt, in welcher Bischof Hermann von Kamin das Dorf Klockow

dem Markgrafen Johann von Brandenburg gegen die Dörfer Menkin und Wolschow einräumt: „In hujus igitur ville restaurum idem dominus marchio villas Menthin [26]) et Wolsechowe cum omni juris plenitudine dedit nobis“ [27]).

Daß bei dem genannten Dorfe ein Burgwall liege, davon enthält die Urkunde keine Andeutung, und ich möchte daraus den vielleicht nicht allzukühnen Schluß machen, daß um jene Zeit der einfache Erdwall längst seine strategische Wichtigkeit verloren hatte und vielleicht schon halb vergessen war.

Von dem Dorfe Bagemühl bis zum Menkiner See zieht sich dicht am Ufer des Randowbruches, aber etwas durch Bruchland von demselben geschieden, eine sandige Landzunge hin. An dieser Landzunge, etwas östlich von Wolschow, liegt der Burgwall im Randowbruch, von der Landzunge selbst etwa 60 Schritte durch schwarzes Bruchland getrennt. Der Burgwall war, als ich denselben 1883 zum ersten Male untersuchte, noch vollkommen intact, von ovaler Form, 80 und 120 Schritt im Durchmesser. Der Umfang betrug auf der Höhe der Böschung 220 Schritt, am Fuße derselben 280 Schritt. Die Höhe der Böschung betrug etwa 10—15 Fuß, und hatte der Wall in der Mitte eine muldenförmige Einsenkung. An der Südseite des Walles, also dem Wolschower Ufer zugewendet, mit dem er anscheinend durch einen Damm verbunden war, befindet sich ein deutlicher Eingang. In seiner Form war er den im Hühnerwinkel gelegenen Burgwällen durchaus ähnlich, mitten im Bruchland aus einem schwärzlichen, mit Sand vermischten Wiesenboden aufgeworfen, wie ihn das nahe gelegene Ufer zeigt. Seit meinem ersten Besuche hat der Wall sich in sofern verändert, als er durch Wegebau zum Theil abgegraben, auf der Oberfläche aber beackert wurde. Das Resultat meiner damaligen Aufgrabung ergab Kohlen, Knochen von Hausthieren (Schwein) und eine Menge von Urnenscherben, aus grober, mit Quarzkörnern gemischter Masse und mit dem Wellenornament verziert. Also nur Scherben älterer Art, die späteren blau-

---

[26]) Menthin offenbar verschrieben für Menkin.

[27]) Dr. Prümers, Pomm. Urkundenbuch II, S. 69.

grauen fehlten ganz. Die Kulturschicht dieses Burgwalles war eine mehrere Fuß starke, was eine längere Besiedelung anzudeuten scheint. Auf der oben schon erwähnten Landzunge, in nächster Umgebung des Walles, fanden sich zahlreiche kleine, flache Hügelgräber mit Steinkisten. Dieselben enthielten Urnen ohne sonstige Beigaben. Eine der Urnen ist in meinem Besitz. Dieselbe ist aus grauschwarzer, mit Quarzkörnern und Glimmerblättchen vermischter Masse, außen mit gelblichem Thon überzogen, innen schwärzlich und glatt. Was die Form betrifft, so ist dieselbe gehenkelt und stark bauchig, oben weit offen, nach dem Fuß hin stark eingezogen. Im Burgwall selbst fand sich ein eisernes Messer (leider vom Finder verloren) und ein eimerhenkelartiges eisernes Geräth, vielleicht zum Pferdegeschirr gehörig. In der Umgebung fand sich ein schöner Feuersteindolch und Steinaxt aus Granit mit eingegrabenen Linien an den Kanten, die anscheinend nur mittels Metallinstrumenten hervorgebracht sein können, nebst schönem Fußring von Bronce (Torffund) und Broncedolch (Torffund). Der Dolch, ohne Angel, ist 19 cm. lang, in der Klinge 2, an der Basis 4 cm. breit und war an dem Griffe durch zwei noch vorhandene Niete befestigt. Ferner fand sich ebenfalls im Torf ein Steinbeil aus Granit mit Loch, zwei Sichelmesserchen und Palstab.

XIII. Die Burgwälle von Kaselow.

Von dem eben geschilderten Burgwalle ¾ Meilen nach Nordwesten liegt die königliche Domäne Kaselow. Auch dieser Ortsname hat, wie die meisten Pommerns, slavischen Ursprung. Ebenso wie das heutige Kaseburg auf Usedom in den Urkunden Karsibor geschrieben wird, so mochte auch die ursprüngliche Schreibweise vielleicht Karsilowe geheißen haben. Dann wäre Kaselow ebenso wie Kaseburg mit dem polnischen karcz (Stubben) in Verbindung zu bringen. Kaselow würde also etwa Stubbenort, Kaseburg (Karsibor) Stubbenwald bedeuten.

In der Nähe von Kaselow liegt, von schönem Buchenwald umgeben, die sogenannte Heidemühle, welche ihr Wasser aus

einem sumpfigen Teiche empfängt. In diesem Teiche liegt eine etwa 120 Fuß im Durchmesser haltende Insel, die mit dem Lande durch einen Damm in Verbindung steht. Die Insel ist heute beackert und über das Niveau des Teiches etwa 4—5 Fuß emporragend. Die eigenthümlich runde Form dieser Insel machte in mir den Verdacht rege, dieselbe könne ein Burgwall gewesen sein, und nahm ich eine Untersuchung vor. Dieselbe ergab, daß die Insel aus Sand aufgeschüttet war, der mit schwarzem Boden untermischt ist. In demselben finden sich Scherben der bekannten älteren, mit dem Punkt- und Wellenornament verzierten Sorte, neben Knochen und Kohlen. Zuweilen fanden sich auch Stückchen harten Lehms mit Stroheindrücken. Von dem Besitzer erfuhr ich, daß früher einmal ein kupferner Kessel auf der Insel gefunden worden war; etwas Näheres ließ sich nicht mehr ermitteln. Die Kulturschicht war etwa 1½ Fuß stark, der Untergrund war weißer Sand. Spuren einer Brustwehr sind nicht mehr vorhanden.

Von diesem Burgwall etwa 1000 Schritte nach Westen liegt ein zweiter. Das Terrain ist hier sehr coupirt und finden sich zahlreiche Hügel. Auf einem dieser Hügel, dem höchsten der Umgebung, befindet sich der Burgwall, dicht an dem Wege von der Heidmühle nach Fahrenwalde. Der Burgwall ist länglich viereckig, etwa 2—300 Schritte im Durchmesser. Nach Westen zu, wo benachbarte Hügelzüge bis dicht an den Wall herangehen, ist derselbe durch einen tiefen künstlichen Graben geschützt. Die Böschung des Burgwalles ist nach Süden, Osten, Norden zu am steilsten, etwa 50—60 Fuß. Im Gegensatz zu der vorher geschilderten brustwehrlosen Sumpfburg hat dieser Burgwall auf der Höhe starke, zum Theil gut erhaltene 10—15 Fuß hohe Brustwehren, am stärksten auf der Süd- und Westseite. Auf dieser Seite, auch der Graben liegt hier, waren sie offenbar der nahe liegenden Höhenzüge halber am nothwendigsten. Auf der Nord- und Ostseite sind die Brustwehren, da die Oberfläche des Burgwalles als Acker benützt wird, ziemlich abgepflügt; indessen scheinen sie hier auch nicht so hoch gewesen zu sein, da nach dieser

Seite ohnehin die Böschung eine ziemlich hohe und steile ist. Der noch recht gut erhaltene, durch eine Unterbrechung der Brustwehr markirte Eingangsweg liegt auf der Südwestseite. Die Böschung des Walles ist mit magerem Rasen und einzelnen Gebüschen bedeckt.

Die Nachgrabung ergiebt dieselben Resultate, wie die bisher geschilderten Burgwälle: grobe, ornamentirte Scherben der älteren Periode, Kohlen, einzelne Knochen, außerdem das Fragment eines Steinbeils, im Stielloch durchgebrochen. Interessant ist hier das dichte Zusammenliegen einer Hoch- und einer Sumpfburg. Beide Burgwälle liegen den Burgwällen von Löcknitz gerade gegenüber und scheinen auf Leuticischer Seite den Randowübergang sowie den alten Weg Stettin-Pasewalk gedeckt zu haben, aber, wie das Fehlen von Mauerwerk und der feineren blaugrauen Scherben beweist, schon früh eingegangen zu sein.

Weiter nach Norden kommt das große Koblenzer Torfmoor, eine Ausbuchtung des Randowthals, das sich bis zur Uecker und weiter nach Nordwesten hinzieht[28]), und hat die Burgwalllinie hier eine Unterbrechung. Sie zieht sich aber, dem Bruchlande folgend, nach Nordwesten, in Gestalt der Burgwälle von Pasewalk, Stolzenburg und Rothemühl. Da letztere beiden Burgwälle zu den Burgwällen des Randowthals nicht mehr gehören, auch schon früher bekannt gewesen sind, werde ich sie nur kurz berühren. Erwähnen muß ich dieselben aber, da sie später zur Bestimmung der Grenze zwischen der provincia Vcra und Rochowe nothwendig sind.

XIV. Der Burgwall Pasewalk.

An welcher Stelle auf dem Territorium der heutigen Stadt Pasewalk der slavisch heidnische Burgwall lag, dürfte sich aus archäologischen Merkmalen schwerlich noch erweisen lassen. Daß indessen ein Burgwall hier lag, daß Pasewalk aus einem solchen hervorgegangen sein muß, läßt sich ebenso wie für Garz

---

[28]) Siehe Karte.

urkundlich erweisen. Schon der Name deutet auf slavischen Ursprung. Urkundlich wird Pasewalk zuerst Pozdewolk[29]) genannt, vielleicht zusammenhängend mit dem böhmischen Worte pozde (nach) und wilk (Wolf), also nach dem Wolfe. Der Mönch von Pegau sagt in seiner vita Viberti, seiner Geschichte des Wiprecht von Grätsch: „urbem, quae Posduwlk, id est urbs Wolfi, barbarica lingua dicitur, incursu militari vexabat“.

Daß Pasewalk zu einer Zeit, wo das Heidenthum in Pommern und Rügen noch nicht ausgerottet war — wurde doch die Tempelburg des Heidengottes Swantewit auf Arkona erst 1168 von König Waldemar von Dänemark zerstört —, schon eine Burg gewesen ist, geht aus einer Urkunde Conrads, des zweiten Bischofs von Pommern, aus demselben Jahre (1168) hervor, in welcher dem Kloster Grobe eine Reihe Güter und Gefälle bestätigt werden[30]). Hier heißt es unter anderem: „Item in castro pozdewolk ecclesia forensis“. Pasewalk war also 1168 schon eine Burg, und die Marktkirche gehörte zum Kloster Grobe auf Usedom.

In einer späteren Urkunde vom Jahre 1187[31]) wird auch ein pribiszla de pobizwolk als Zeuge genannt, vermuthlich der derzeitige Burgcastellan. In dem märkisch-dänischen Kriege von 1214 hatte Albrecht II. von Brandenburg Pasewalk und Stettin erobert, beide Städte wurden aber mit Hülfe des mit den Pommern verbündeten Dänenkönigs Waldemar wiedergewonnen: „Castra videlicet Pozewolk et Stytin, que marchio occupaverat, sunt reacquisita“[32]). Auch hier wird also Pasewalk schon eine Burg genannt. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß auch von Ledebur[33]) unter 10 Festen, die er für ehemalige slavische Castra betrachtet, Pasewalk nennt, so wird man den Beweis für die dereinstige

---

29) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., S. 62.
30) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., S. 61.
31) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., S. 146.
32) Langebeck III, Chron. Danorum, S. 263.
33) Dr. Wigger, Meklenburgische Annalen, S. 121.

Existenz eines slavischen Burgwalls an der Stelle des heutigen Pasewalk für genügend erbracht halten.

Der Burgwall von Stolzenburg.

Der Burgwall von Stolzenburg, etwa 1/2 Meile von Pasewalk in nordwestlicher Richtung entfernt, hat ca. 200 Schritte in seinem größten Durchmesser und liegt auf einer Landenge zwischen See und Wiesen. Genauer ist derselbe Balt. Studien XIII, 213 beschrieben. Auch dem Lieutenant von Bohlen, von dem die Schilderung (1847) ist, war es aufgefallen, daß in der Nähe des Burgwalles sich Grabstätten zu finden scheinen, doch geht er nicht genauer darauf ein.

Der Burgwall von Rothemühl[34]).

Etwa 1 1/2 Meile weiter nach Nordwesten findet sich noch ein mächtiger Burgwall im Revier der Oberförsterei Rothemühl bei der Försterei „Borgwald". Derselbe ist etwa 300 Fuß hoch und wird im Volksmund „Moskowiterschanze" genannt. Mit diesem Burgwall hat die nach Nordwesten verlaufende, von Kaselow sich abzweigende Burgwalllinie die Grenze des Uckerlandes nach Nordwesten erreicht. Wir kehren daher wieder zu den mit dem Randowthal in Beziehung stehenden Burgwällen zurück.

XV. Der Burgwall von Ueckermünde.

Der nördlichste Burgwall auf der linken Seite der Randowlinie ist der Burgwall von Ueckermünde. Ob sich von dem altslavischen Wall bei der Stadt Ueckermünde noch Spuren vorfinden, ist mir unbekannt, dieselben mögen wohl auch hier, wie bei Garz und Pasewalk, der städtischen Entwickelung zum Opfer gefallen sein; indeß genügen auch hier wie dort die urkundlichen Nachrichten zum Beweise der ehemaligen Existenz eines solchen. von Ledebur führt in seinen Märkischen Forschungen III, 353 unter den 10 Städten, die er für ehemalige

---

34) Genauere Schilderung siehe Balt. Stud. XI, S. 181.

slavische Castra hält, auch Ueckermünde an. Nach Giesebrechts Ansicht war der ursprüngliche Namen der Burg Ukera[35]). Schon im Jahre 1187 wird ein Burgkastellan Stephanus et filius ejus Pantin de Vkera genannt[36]). Jedenfalls lag diese Burg aber etwas südlich von dem heutigen Ueckermünde. Das heutige Ueckermünde scheint vielmehr aus einem Orte hervorgegangen zu sein, der schon 1178 urkundlich genannt wird, und zwar in einer Urkunde Conrads, des zweiten Bischofs von Pommern, wo es heißt: Acta sunt hec super introitum fluminis vcrensis[37]). Schon 45 Jahre später hat der Ort den Namen Vcramund erhalten, wie aus einer Urkunde Herzog Barnims I. aus dem Jahre 1223 zu ersehen ist[38]): „in colloquio, quod fuit Vcramund, donauimus“....

In einer Urkunde des Rathes zu Kolberg vom Jahre 1257 wird auch ein Hermannus de Vkermunde als Zeuge erwähnt, der möglicher Weise der damalige Burgkastellan war. Jedenfalls war aber Ueckermünde ein befestigter Ort, wie aus einer Urkunde Hermanns, Bischofs zu Kamin, und Herzog Barnim I. hervorgeht, in der sie sich über gewisse Grenzen und auch über die Burg Ueckermünde einigen: super inpeticione opidi Hucremunde[39]). Es kann also an dem Umstande, daß auch Ueckermünde ein ehemaliger Burgwall war, nicht gezweifelt werden, da eben alle zu jener Zeit schon festen Orte aus Burgwallstätten hervorgegangen sind.

XVI. Der Burgwall von Altentorgelow bei Eggesin.

Von Ueckermünde eine Meile südlich liegt das Dorf Eggesin, in dessen Nähe die Randow sich mit der Uecker vereinigt. An der Vereinigungsstelle, nördlich von Eggesin, dehnen

---

35) Balt. Stud. XIb, S. 110.

36) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., S. 146.

37) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., S. 61. Klempin, Urkundenbuch I, S. 48.

38) Klempin, Urkundenbuch I, S. 159. Hasselbach, Cod. Pom. dipl., Nr. 144.

39) Dr. Prümers, Urkundenbuch II, S. 59.

sich große, morastige Wiesen in weitem Umfange aus. In diesem Wiesenkomplex, in der Nähe der Kolonie Altentorgelow, liegt ein großer Burgwall, zwischen der versumpften alten und der neuen Uecker. Der Burgwall ist vom festen Ufer 600 bis 1000 Meter entfernt, am wenigsten weit bei Altentorgelow, etwa 300—500 Schritte. Die Größe des jetzt zum Theil zu Aecker gemachten Walles beträgt 200 und 250 Schritte im Durchmesser, er ist also länglich rund. Das Grundstück ist heute in eine Büdnerstelle umgewandelt und steht an der Nordseite des Walles das Haus des Besitzers, der zugleich die Fähre über die Uecker besorgt. Die Burg hatte eine doppelte Umwallung, einen äußeren Wall und einen inneren, auf welch letzterem eine mittelalterliche Burg errichtet wurde. Der innere Wall ist heute noch etwa 30 Fuß hoch und gewährt eine Uebersicht über die ganze Uecker-Randow-Niederung, in deren Mitte er liegt, und war als Burgwall ebenso wie als mittelalterliche Festung wohl ziemlich schwer einnehmbar.

Ich habe schon bei Erwähnung des Burgwalles von Ueckermünde mitgetheilt, daß Giesebrecht die Burg Vkera für Ueckermünde hält. Dagegen scheint zu sprechen, daß Ueckermünde zuerst: super introitum fluminis vcrensis, und später immer Vcramund, Hucremunde, Vkermunde etc. genannt wird. Ich bemerkte schon, daß die Burg Vkera wohl eigentlich eine andere war, die südlich von der genannten Stelle (Ueckermünde) gelegen haben muß.

Klempin hat in seinem Urkundenbuch (siehe Register zu Band I) das „Vkera“ als Land, als die Uckermark aufgefaßt, gewiß aber mit Unrecht. Das Land „Uckermark“ wird immer prouincia vcra, prouincia vcre, prouincia Vccre, in territorio Vcra, terra, que Vkera dicitur, terra Vkerensis, genannt. Ferner was sollte Stephanus von Uckermark sein? Etwa ein Fürst der Uckermark? Von Fürsten der Uckermark ist historisch nichts bekannt. Nachdem der leuticische Völkerbund, zu dem auch die Ucrer gehörten, zerfallen war, wurde das Land, wie die Urkunden beweisen, von den Pommerherzögen genommen. Eine Feste muß das „Vkera“ des Stephanus wohl gewesen sein.

Nun heißt dieser Burgwall bei Eggesin aber im Volksmunde „die Ueckerei.“ Sollte man hieraus nicht vielleicht schließen dürfen, daß in ihm das alte „Vkera“ verborgen wäre? Möglicherweise hieß die Burg im Jahre 1187 noch Vkera. Etwa hundert Jahre später wird aber schon eine Burg Turglowe erwähnt.

Im Jahre 1251 hatten die Markgrafen von Brandenburg das Gebiet der Mark nördlich bis Ueckermünde ausgedehnt und eine Urkunde Ottos IV. und Conrads von Brandenburg vom Jahre 1281 ist von Torgelow datirt: „Actum in castro Turglowe“[40]). Ebenso eine zwei Jahre später verfaßte Urkunde: Actum et datum Torgelow anno dominice incarnacionis millesimo ducentesimo octuagesimo tercio“[41]). Es muß dies aber unser Alten-Torgelow sein, denn Neu-Torgelow wird erst später erwähnt und vom alten Torgelow unterschieden. Es geht dies aus einer Urkunde Kaiser Karls IV. hervor, in welcher er am 12. Juli 1377 als Markgraf von Brandenburg dem Herzog Bogislav von Pommern-Stettin halb Pasewalk und Torgelow als Pfand giebt: „Wir Karl .... Bekennen, das pozuwalk, die stat halb vnd was dorczu gehoret, vnd alden Turgelow daz Slos halb vnd was dorczu gehoret ....“[42]). Gewiß nannte man damals das Schloß Alten-Torgelowe im Gegensatz zu dem schon existirenden Neu-Torgelow. Besonders aber im folgenden Jahrhundert war das Schloß ein Gegenstand erbitterten Streites zwischen der Mark und Pommern.

Bei meiner Untersuchung an Ort und Stelle fand ich: Scherben der älteren, gröberen, mit Quarz und Glimmerblättchen durchsetzten Art, und spätere, feinere, blau-schwarze Scherben. In der Mitte des Burgwalles mächtige Fundamente aus Mauersteinen (sehr großes Format), steinerne Geschützkugeln, Kugelform, Messer 2c., alles dem Mittelalter

---

40) Dr. Prümers, Urkundenbuch II, S. 446.

41) Dr. Prümers, Urkundenbuch II, S. 487.

42) Riedel, Urkundensammlung der Mark Brandenburg, Bd. 3, S. 61.

angehörig. Auch für diesen Ort ist also der Beweis erbracht, daß die mittelalterliche Burg auf einem slavischen Burgwall erstanden ist.

XVII. Der Burgwall von Neu-Torgelow.

von Ledebur nennt an einer Stelle der märkischen Forschungen[43]) zehn uckermärkische Städte, die nach seiner Meinung aus slavischen Castellen hervorgegangen sind. Unter diesen zehn Städten befindet sich die Stadt Torgelow. Ich vermuthe, daß er unter der Stadt Torgelow das allerdings stark bevölkerte Dorf (etwa 3000 Einwohner) gleichen Namens, ca. 2 Meilen nördlich von Pasewalk, meint. Im Gegensatz zu dem Burgwall von Eggesin, der in den Urkunden des 14. Jahrhunderts immer Alten-Torgelow genannt wird, heißt diese Burg Neuen-Torgelow.

In einer Rechtfertigungsschrift der pommerschen Herzöge Wartislaw und Barnim des Aelteren in ihrem über Pasewalk, Alt-Torgelow und Lichen geführten Prozesse gegen die Markgrafen Friedrich den Aelteren und den Jüngeren vom 19. Februar 1447 werden beide Schlösser streng geschieden: „vnse Stad pazewalk vnde vnse Stad Olden Torgelow ..... dar to de Nyen Torgelow an vnse herschop, Richte vnde vnderdanicheit gebracht[44])." Da in den Urkunden des 13. Jahrhunderts (1281 und 1283) nur von einem „Torgelow" die Rede ist, man aber 100 Jahre später schon Alten-Torgelow unterscheidet, so mag die Erbauung des mittelalterlichen, aus Mauersteinen aufgeführten Schlosses Neu-Torgelow, etwa in das Ende des dreizehnten oder Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fallen.

Die Burg Neuen-Torgelow liegt dicht an dem rechten Ufer der Uecker, neben der jetzigen Brücke. Sie hatte mehrere starke Außenwälle und wenigstens einen mit der Uecker in Verbindung stehenden Graben. Der Mittelraum der Burg-

[43]) Märkische Forschungen III, 353.

[44]) Dreger, Urkundensammlung der Mark Brandenburg, Bd. IV, S. 365.

stätte zeigt heute noch etwa 30 Fuß hohe mit Gebüsch bewachsene Mauerreste, ist aber meist in Gartenland verwandelt. Daß die Burg, wie schon von Ledebur vermuthet, auf der Stätte eines slavischen Burgwalles errichtet wurde, ist sehr wahrscheinlich, und es würden die Burgwälle von Alten- und Neuen-Torgelow also, wie aus der Karte ersichtlich, dem unter I. geschilderten Burgwall von Ahlbeck gegenüber liegen. Den gefundenen Scherben nach zu urtheilen, gehörte der Burgwall nicht zu den ältesten der Randowlinie, denn es fanden sich die älteren, aus gröberer, mit Quarz vermengter Masse hergestellten Gefäßreste nicht, sondern nur feinere, blau-schwarze Scherben, also Reste von Gefäßen, die nach Lisch bis in die christliche Periode Pommerns noch im Gebrauche waren.

Es geht also aus der bisher gegebenen Darstellung hervor, daß eine doppelte Reihe von slavischen Burgwällen vorhanden ist, die, auf beiden Seiten des Randowbruches sich ungefähr gegenüberliegend, von Norden nach Süden verläuft. Was das jetzige Aussehen derselben betrifft, so sind dieselben entweder ihrer ursprünglichen Form noch ähnlich, einsame Feldschanzen, oder mittelalterliche Ruinen, oder Städte.

Die Anlage der Burgwälle des Randowthals im Vergleich mit denen Rügens und Meklenburgs.

Bei Schilderung der von mir untersuchten Burgwälle habe ich in Bezug auf die Anlage schon auf zwei Principien aufmerksam gemacht: Die Anlage in Sümpfen und Seen, und die Anlage auf Hügeln, Sumpfburgen und Hochburgen. Es finden sich indessen auch Burgwälle, die in der Mitte zwischen beiden stehen.

Was zunächst die erstere Form betrifft, so sind diese Wälle auf nachgiebigem, weichem Boden aus Erde aufgeschüttet und mit dem Lande meist durch einen Damm verbunden, meist von ungefähr runder Form [45]). Sie ruhen auf weichem Grunde,

[45]) Diese slavischen aus Erde aufgeschütteten Wälle sind aber durchaus verschieden von den aus Steinen (oft verschlackt) errichteten Ringwällen Südwestdeutschlands.

und muß ihre Aufschüttung lange Zeit gebraucht haben, da das aufgeschüttete Erdreich immer wieder in die Tiefe versank, bis der Untergrund allmählig die Festigkeit gewann, den Wall selbst zu tragen. Diese Aufschüttung der Burgen scheint eine Verpflichtung der Landbewohner gewesen zu sein, welches noch in späterer Zeit „borgwerk" und „bruckwerk" genannt wurde: „exstructio urbium aut pontis ante urbem, commune servitium ad construendam urbem vel ad reparandum pontem". Diese Dienstleistungen scheinen die späteren christlichen Bewohner noch von ihren slavisch-heidnischen Vorgängern überkommen zu haben, da viele spätere Urkunden über die Befreiung von denselben handeln[46]). So sagt eine meklenburgische Urkunde, in der Casimir die Kolonisten des Klosters Dargun von der Verpflichtung befreite: „ab omni servitio nobis et eis (scil. baronibus) more gentis nostre debito, videlicet urbium edificatione, pontium positione et utrorum resarcinatione." Holzwerk im Untergrund scheint man bei unseren Burgwällen nicht verwendet zu haben, wohl aber, wenn auch selten, handliche Steine, wie der halbkreisförmige Wall beweist, der bei den Burgwällen im Hühnerwinkel (siehe oben) den ersten und zweiten Burgwall verbindet. Diese meist runde oder unregelmäßig viereckige Aufschüttung ragte, wenn sie genügende Festigkeit erlangt hatte, etwa 10—12 Fuß über den Sumpf empor, aber alle in dieser Weise angelegten Wasserburgen zeichnen sich durch den Mangel einer hohen Brustwehr aus. Es ist dies natürlich, da bei dem ungünstigen Zugange im Sumpfe der Angreifer leicht abgewehrt werden konnte. Auch die Burgwälle Meklenburgs zeigen dieselbe Erscheinung, wie aus den Untersuchungen des hochverdienten Lisch hervorgeht. Er bemerkt hierüber: „Auch von großen Umwallungen findet sich keine Spur; es giebt allerdings Stellen, wo hohe Wälle aufgeführt waren, weil die Lage auf trocknem Boden, wie zu

---

[46]) Balt. Stud. XXIV, S. 245. Jahrbücher für meklenburgische Geschichte VI, S. 98.

Arkona, eine stärkere Befestigung erheischte; im Allgemeinen fehlen hohe Wälle aber ganz" [47]). Die von ihm geschilderten Burgwälle liegen fast alle in Sümpfen, so daß er, seine Erfahrungen in Meklenburg auf die wendischen Burgen im Allgemeinen übertragend, zu dem Schluß kommt: „Die wendische Befestigung bestand in der Lage der Burgen in Sümpfen" oder „aber auch die nächste Umgebung ist ganz der Lage slavischer Burgen angemessen, da die Wenden ihre Festen in tiefen Morästen erbauten" [48]). Jedenfalls ist aber für diese Festen der konstante Mangel einer Brustwehr aus Erde zu konstatieren. Daß der äußere Rand der Sumpfburgen indessen einen Ring von Pallisaden gehabt habe, scheint angenommen werden zu müssen, da doch die Uebersteigung des Burgwallrandes in Ermangelung eines solchen zu leicht gewesen wäre. Außerdem finden wir öfter die Nachricht, daß Burgwälle durch Feuer zerstört worden seien. Da aber die noch existirenden Erdunterbaue durch Feuer nicht zerstört werden konnten, muß wohl noch ein durch Feuer zerstörbares Vertheidigungsmittel dagewesen sein, was unschwer als Pallisadenzaun gedacht werden kann. So sagt der slavische Chronist Helmold, daß der Obotritenfürst Niclot, als er einsah, dem Sachsenherzog Heinrich dem Löwen nicht länger Widerstand leisten zu können, seine Burgen, z. B. Ilow, die eine meklenburgische Sumpfburg ist, verbrannt habe: „Et videns Niclotus virtutem ducis succendit omnia castra sua, videlicet Ilowe, Mikilinburg etc. [49]).

Innerhalb des Pallisadenzaunes standen die Wohnungen der Vertheidiger, Wohnungen, die aus leichten, hölzernen und strohgedeckten Hütten bestanden, mit Lehmwänden. Lisch sagt hierüber in Bezug auf die meklenburgischen Burgwälle: „Die alten Wenden kannten keinen Ziegelbau; alle ihre Gebäude waren höchstens aus Holz und feuchtem Lehm gebaut, es ist kein Stück eines gebrannten Ziegels auf wendischen Burg-

[47]) Jahrbücher für meklenburgische Geschichte VI, S. 97.
[48]) Ebenda S. 98 und 92.
[49]) Helmoldi, Chron. Slav. I, cap. 87, § 2.

stellen gefunden worden: dünne, vom Häuserbrande gefärbte, sandige Lehmstücken mit Stroheindrücken sind die einzigen Ueberreste, welche vom wendischen Burgbau übrig geblieben sind. Gedeckt wurden die Gebäude wohl nur mit Rohr oder Stroh, wie es noch heute vorherrschend in den meklenburgischen Dörfern Sitte ist. Zu solchen leichten Gebäuden war auch keine starke Fundamentirung nöthig." Und in der That hat meine Ausgrabung auf dem Burgwall im Lebehner See diese Angabe bestätigt. Dort fand sich in der Tiefe von 4—5 Fuß ein leichtes Fundament, welches aus mittelgroßen, locker neben einander gelegten Feldsteinen bestand und über denselben die Reste eines morschen Balkens. Die von uns heute gefundenen Burgwälle stellen also wohl nur die Unterbaue der wendischen Befestigungen dar, das Holzwerk ist längst zu Grunde gegangen.

Wenn die Sumpfburgen des Randowthals auch der Brustwehr entbehren, wie sie die Hochburgen zeigen, so waren dieselben doch nicht p l a n auf der Oberfläche, etwas ist der Rand selbstverständlich erhöht gewesen, so daß dieselben eine centrale Vertiefung zeigen. Bei den noch leidlich erhaltenen Burgwällen findet sich auch ein deutlicher Eingang, durch Unterbrechung des Randes gut markirt. Häufig finden sich auch Spuren eines Dammes, der den Wall mit dem Ufer verband. Zu diesen Sumpfburgen, die sich dadurch auszeichnen, daß sie n i c h t auf festem Untergrund angelegt sind und der eigentlichen Brustwehren aus Erde entbehren, gehören unter unseren Burgwällen: die Burgwälle im Hühnerwinkel, der Burgwall von Wolschow, der eine Burgwall bei der Heidmühle, der Burgwall von Blumberg, der Burgwall von Alten-Torgelow.

Ich komme nun zu einer zweiten Kategorie von Burgwällen in der Landwehr des Randowthals, zu den H o c h b u r g e n, als deren besten Repräsentanten ich den Burgwall von Retzin und den zweiten Burgwall bei der Heidmühle anführen möchte. Unsere Landwehr zeigt nur 3—4 derartige Burgwälle, sie sind also verhältnißmäßig seltener. Ausgezeichnet sind dieselben durch ihre Anlage auf Hügeln und durch ihre scharf durchgebildeten, oft mächtigen B r u s t w e h r e n aus Erde.

Lisch bemerkt zwar, daß alle wendischen Burgen in Sümpfen angelegt seien, in dieser Form ist seine Behauptung indessen sicher nicht richtig, denn die eben genannten Burgwälle sind nicht in Sümpfen angelegt, und doch, wie die Untersuchung ergiebt, unzweifelhaft slavischen Ursprungs, denn die in ihnen gefundenen Scherben stimmen mit denen der in Sümpfen angelegten Burgen vollständig überein. Ich kann mich daher selbst mit einem so bedeutenden Gelehrten wie Wigger nicht einverstanden erklären, wenn er S. 123 seiner meklenburgischen Annalen die Hochburgen als germanisch aufzufassen scheint: „Alle bekannten wendischen Burgen in Meklenburg sind so gebaut, daß ein verhältnißmäßig kleiner Burgwall in einen Sumpf oder See eingeschüttet ist, ohne daß er unmittelbar feste Umgebungen hätte. (Lisch, Meklenburgische Jahrbücher XXIV, S. 302.) Gar sehr verschieden sind davon frühere Burgwälle (germanische), die hoch liegen; z. B. die Burgwälle von Zislow im Osten des Plauer Sees (Jahrb. XVII, S. 7) von Madsow, bei Ilow (Jahrb. VIII, S. 167) Rülow (Jahrb. VI, S. 105"). Die angezogenen Stellen (die zweite konnte ich nicht finden) haben mich nicht zu überzeugen vermocht. An der ersten Stelle (XVII, 7) sagt Lisch selbst, daß er ein Stück von einer Lehmwand (Klehmstaken) gefunden habe. Wenn er ferner sagt, daß die Scherben grob, mit Quarzkörnern durchknetet gewesen seien, ohne Wellenornament, so entgegne ich darauf, daß eben die Hälfte aller Burgwallscherben ohne Ornament ist, worauf ich noch später zurückkomme. Er meint ferner, daß die Scherben von mehr hellbrauner Farbe seien und mehr den Scherben der Broncezeit gleichen (Lisch hält noch an der Eintheilung in streng geschiedene Stein-, Bronze-, Eisenzeit fest); hierauf muß ich aber bemerken, daß ich einen Unterschied in den Scherben der sogenannten Bronzezeit und den Burgwallscherben durchaus nicht habe entdecken können, dieselben sind in Farbe und Masse meist ganz gleich. Wenn aber die blauschwarzen Scherben des 13. Jahrhunderts (Jahrb. VI, S. 93) fehlen, so kann das eben daher kommen, weil der Wall, wie einzelne unserer Burgwälle, schon vorher verlassen war;

führt ja doch Lisch selbst bei dem Burgwall von Werle (Jahrbücher VIa, S. 93) das Fehlen der späteren Scherben auf denselben Grund zurück.

Jedenfalls können die als germanisch angeführten Merkmale nichts beweisen gegenüber den Untersuchungen der Kommission, die 1868 auf Befehl seiner Majestät die Burgwälle Rügens einem eingehenden Studium unterwarf und zu dem Resultate kam, daß alle Burgwälle Rügens Hochburgen und slavischen Ursprungs sind[50]). Sagt doch der Kommissionsbericht auf Seite 290 wörtlich: „Alle rügenschen Burgwälle unterscheiden sich von denen des benachbarten Festlandes dadurch, daß sie nicht in Sümpfen, sondern auf Höhen oder wenigstens auf ursprünglich festem Boden stehen. Dadurch ist der Typus der beiden ein wesentlich verschiedener geworden. Im Gegensatz gegen jene imponiren die alten Festen Rügens durch ihre hochgewölbten, starken und massigen Ringwälle. Pflegen die Wenden als ein Volk geschildert zu werden, das mit Vorliebe in Sümpfen haust, so spricht uns aus den Wendenburgen Rügens ein anderes freieres Wesen an, das zugleich mit tüchtiger Kraft gepaart erscheint. Möglich ist es immerhin, daß die rügenschen Burgwälle auf älteren, germanischen Grundlagen ruhen. Die Nachgrabungen haben auch nicht das Geringste ergeben, das für eine solche Vermuthung einen bestimmten Anhalt darböte".

Wollte man nun diesen Bericht allein bei der Beurtheilung slavischer Ringwälle berücksichtigen, so würde man zu dem entgegengesetzten Schluß kommen wie Lisch, daß die slavischen Burgen nämlich alle auf Höhen lägen. Die Landwehr an der Randow beweist aber, daß die Burgen des benachbarten Festlandes von denen Rügens eben nicht so sehr verschieden sind, wie dem Kommissionsberichte zufolge scheinen könnte, sondern daß auch hier Sumpfburgen neben Hochburgen vorkommen.

Aus dem Kommissionsberichte und den beigegebenen Ab-

---

50) Balt. Studien XXIV, S. 234.

bildungen geht hervor, daß die Hochburgen Rügens sich durch mächtige Brustwehren auszeichnen, so der Burgwall von Garz, der Venzer Wall, die Herthaburg; ganz dasselbe finden wir auch bei uns, bei den Burgwällen von Retzin und der Heidmühle, nur mit dem Unterschiede, daß unsere Burgwälle eben nicht die kolossalen Dimensionen der rügenschen haben. Aber immerhin sind die Brustwehren unserer Hochburgen, gegenüber den Sumpfburgen ohne solche, in die Augen fallend. Sie erklären sich aber leicht durch die weniger sichere Lage der Burgen auf dem festen Lande. Daß diese Brustwehren aus Erde noch einen Pallisadenkranz gehabt, ist immerhin möglich. Es ist natürlich, daß man da die stärksten und höchsten Brustwehren findet, wo das Werk am leichtesten angreifbar war. Daher kommt es, das an dem Retziner Burgwall, der sich auf der Endspitze eines sich ins Randowthal hinaus erstreckenden Hügelzuges befindet, die Brustwehr nach der Landseite etwa 15 Fuß hoch ist, während man nach dem Randowthal hin bei der steilen Böschung eine solche kaum angedeutet findet. Ebenso hat der zweite Burgwall bei der Heidmühle auf der Westseite, wo Hügel nahe herantreten, einen künstlichen Graben und starke Brustwehr, auf der Ost- und Nordseite hingegen, wo der Hügel ohnehin steil abfällt, war dieselbe gering, so daß sie dem Pflug bald zum Opfer fiel.

Die Brustwehren unserer Burgwälle sind nur aus Erde aufgeschüttet, Holz- oder Steinlagen in denselben kommen nirgends vor, wie besonders erstere auf rügenschen Wällen sich gezeigt haben.

Der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus, Probst von Roeskilde, hat uns eine genaue Schilderung der prächtigen Tempelburg Arkona auf Rügen hinterlassen, die durch König Waldemar von Dänemark 1168 zerstört wurde. In dieser Schilderung, die für das Studium der slavischen Burgwälle nicht unwichtig ist, wird auch ein hölzerner Oberbau des Walles und ein Thurm von demselben Material erwähnt: „ab occasu vero vallo quinquaginta cubitis alto concluditur, cujus inferior medietas terrea erat superior ligna glebis in-

tersita continebat[51])." Der Wall hatte also einen aus Erde und Holz bestehenden Unterbau. Ueber den erwähnten Thurm sagt er: „turrim, quae supra portam sita fuerat, signis tantum aquilisque protegebant"[52]). Die Untersuchung der schon mehrfach erwähnten Kommission bestätigte die Erzählung Saxos, und spätere Untersuchungen Baiers im Jahre 1870 bewiesen, daß allerdings ein Theil des Walles auf einer Unterlage von Balken ruht. Für unsere Hochburgen hat sich etwas Aehnliches nicht nachweisen lassen.

Ich komme nun zu der dritten Kategorie von Burgwällen, die weder als eigentliche Hochburgen, noch als Sumpfburgen zu bezeichnen sind, da sie zwischen beiden in der Mitte stehen. Diese Burgwälle liegen auf ursprünglich festem Boden, entweder auf einer natürlichen Insel, wie die Lebehner Burgwälle, oder am Rande eines Sees oder Sumpfes und hatten einseitige Deckung. Diese Burgwälle sind bei uns die häufigsten, aber auch sie haben meist keine besonders starken Brustwehren. Zu dieser Kategorie gehören die Burgwälle von Ahlbeck, Klempenow, Löcknitz, vielleicht auch Garz und Pasewalk. Diese Burgwälle sind es wohl gerade, die in Folge ihrer Lage sich zu späteren Städten umwandelten, indem sich an der Landseite unter dem Schutze des Burgwalles ein suburbium anbildete. Besonders nahe lag diese Umbildung bei den Burgwällen, die an wichtigen Uebergangspunkten und Handelslinien lagen. So Pasewalk, Penkun, Löcknitz, Ueckermünde. Die kleinen Burgwälle hingegen, die nicht an wichtigen Punkten, sondern in Sümpfen, Seen oder auf Hügeln angelegt, für weitere Ausdehnung keinen Raum boten, blieben, als die Slaven nach ihrer Christianisirung das Bedürfniß fühlten, sich mehr in Dörfer zusammen zu ziehen, unbewohnt liegen und imponiren uns heute als einsame Sumpf- und Feldschanzen.

In der ersten Arbeit Giesebrechts über die slavischen Burgwälle Pommerns führt er dieselben (die Landwehre der

---

[51]) Saxo I ed. Müller et Velschow, S. 822. Baltische Studien XXIV, S. 267.

[52]) Saxo I, S. 830. Baltische Studien XXIV, S. 270.

Pommern und Polen [53]) auf die limites, den Pfahlgraben, womit die Römer von Augustus bis Valentinian ihre Landesgrenzen gegen ihre barbarischen Grenznachbarn schützten, zurück. Wenig später sei das System der Landwehre nach römischer Art im Frankenreiche völlig ausgebildet gewesen. Auch im Sachsenlande befanden sich Landwehre gegen die Dänen und Wenden. „Die sächsischen Landwehre," fährt er fort S. 154, „bestanden, wie früher die römischen, zum Theil gewiß aus fortlaufenden Erdwällen, doch war die Befestigung vermuthlich nicht überall dieselbe; Zeit, Umstände, besonders das Terrain bewirkten Verschiedenheiten. So mögen auch einzeln stehende Schanzen, hölzerne Thürme, Pfahlwerk, Festen auf manchen Punkten in Anwendung gekommen sein. Ihnen gegenüber in größerer oder geringerer Entfernung warfen die benachbarten Nationen ähnliche Bollwerke zu ihrer Sicherheit auf."

Giesebrecht hat also offenbar die Anschauung, daß die Burgwälle der Slaven durch Vermittelung der Sachsen und Franken nach römischem Muster entstanden seien. Trotz aller Hochschätzung des verdienten Forschers glaube ich indessen nicht, daß die Slaven nach dem Muster ihrer Nachbarn gearbeitet haben.

Die römischen limites waren zusammenhängende, mit Pallisaden bewehrte Gräben, die wohl von den Franken und Sachsen als Vorbild benutzt worden sein mögen. Bei den Slaven dagegen findet sich nichts Aehnliches, sondern ihnen ist gerade die Form der einzelnen Rundwälle eigenthümlich, zwischen denen sich niemals eine Verbindung durch Pfahlgräben vorfindet. Auch ist mir unglaublich, daß die Burgwälle der Slaven erst nach ihren Kriegen mit dem Frankenkaiser aufgerichtet worden wären, sondern ich bin überzeugt, daß dieselben altslavischen Ursprungs sind. Wir finden ebenso alte und noch ältere Burgwälle in dem ganzen von Slaven ehemals bewohnten Gebiete bei Völkern, die weit ab von der sächsischen Grenze wohnten und niemals mit den Franken und

53) Balt. Stud. XI.

Sachsen in Berührung kamen. Ich glaube daher nicht, daß dieselben auf germanische Einflüsse zurückzuführen sind, sie sind vielmehr altslavische Nationaleigenthümlichkeit.

Freilich entbehrt die Anlage durchaus nicht eines gewissen strategischen Denkens. Die Wenden wußten recht wohl, daß die Uebergangspunkte über sonst unwegsame Sumpfthäler die Orte waren, die den stärksten feindlichen Stoß auszuhalten hatten, und wir finden daher an diesen Orten[54]), z. B. Löcknitz, eine stärkere Anhäufung von Werken. So ist Löcknitz rückwärts gedeckt durch die Wälle im Hühnerwinkel, Kaselow hingegen in der Flanke durch Wolschow und im Rücken durch Pasewalk. Etwas Aehnliches zeigt sich bei Schmölln, welches durch die hinterwärts liegenden Burgwälle von Drense und Prenzlau seine Stützen hat.

Die Funde in den Burgwällen und in der Nähe derselben.

I. Die Scherben.

Bei allen Aufgrabungen in slavischen Burgwällen sind es die Scherben, die zuerst ins Auge fallen; allerdings ist ihre Menge in unseren Burgwällen ungemein verschieden, je nachdem ein Burgwall längere oder kürzere Zeit hindurch bewohnt gewesen ist. Mit der größeren Anzahl der Scherben geht immer eine stärkere Kulturschicht Hand in Hand. In manchen Burgwällen mußte ich dieselben mühsam zusammensuchen, in anderen, z. B. Lebehn, waren sie so massenhaft vorhanden, daß man eine ganze Wagenladung voll zusammenbringen könnte.

Ihre besondere Wichtigkeit besteht darin, daß man ihr Vorkommen heute als sicheres Kennzeichen eines slavischen Burgwalles auffaßt. Als L. Giesebrecht seine Arbeit über die slavischen Burgwälle schrieb (1845), kannte er dieselben nicht, wenigstens werden dieselben nirgends erwähnt. Er mußte also, wollte er einen Wall als slavischen Burgwall ansprechen, sich auf ältere urkundliche Nachrichten stützen oder aus der Form und Lage des Walles schließen. Dasselbe gilt von seiner

---

[54]) Siehe die Orientirungskarte I.

Arbeit über die rügenschen Burgwälle, bei der er besonders Grümbkes Nachrichten (1805 und 1819) anzieht. Selbstverständlich konnten hierbei Täuschungen unterlaufen, indem man einen von der Natur auffallend gebildeten Wall für einen Burgwall ansehen konnte.

Der eigentliche Beweis, daß man es mit einem slavischen Burgwall zu thun habe, konnte nicht dadurch erbracht werden. Die Ehre, zuerst die sicheren Merkmale eines slavischen Burgwalles gefunden zu haben, kommt, wenigstens für unsere Gegend, dem verdienten meklenburgischen Archivrath Lisch zu. Ob schon vor ihm (Anfang der vierziger Jahre) in anderen Gegenden der ehemals slavischen Gebiete auf die Scherben, als sichere Kennzeichen eines slavischen Burgwalles, aufmerksam gemacht wurde, ist mir unbekannt.

Lisch hatte durch genaue Untersuchung und geführt durch urkundliche Nachrichten die Stätten alter meklenburgischer Burgen aufgesucht und an denselben Aufgrabungen gemacht, und war bei dieser Gelegenheit auf das konstante Vorkommen ornamentirter Scherben aufmerksam geworden. So sagt er über eine Aufgrabung in der alten wendischen Fürstenburg Meklenburg[55]): „Das Interessanteste bei dieser ganzen Nachforschung waren aber die vielen Gefäßscherben, welche auf der Oberfläche des Plateaus, namentlich auf dessen nordöstlicher, etwas aufgehöhter Ecke, wo der „Brunnen" gestanden haben soll, häufig gefunden werden. Bei weitem die meisten Scherben bestehen aus der unverkennbaren Masse der Graburnen (!) des heidnischen Alterthums. Sie sind dickwandig, aus Thon, mit Granitgrus und Kies durchknetet, und von innen und außen mit einer dünnen, reinen Thonschicht überzogen, welche im offenen Feuer bräunlich und schwärzlich geflammt, gebrannt ist. Viele, ziemlich harte Scherben haben die leichtfertigen, mit rohen Werkzeugen eingekratzten, wellenförmigen Verzierungen, welche der letzten Zeit des Heidenthums anzugehören scheinen, und gleichen auffallend den auf dem Begräbnißplatz bei Rülow (vergl. Jahres-

[55]) Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte VI, S. 80.

bericht V, S. 71) und in der Ravensburg (vergl. V, S. 111) bei Neubrandenburg entdeckten Urnenverzierungen, die gewiß nicht alt sind. Einige, wohl noch jüngere Scherben zeigen im Bruche eine unreine, gewöhnliche, rothe Ziegelmasse. Dazwischen lagen, jedoch ziemlich sparsam, Scherben und Henkel von jenen gehenkelten Töpfen aus einer harten, blaugrauen Thonmasse, welche der älteren Zeit christlicher Sitte in Meklenburg angehören." Bei Schilderung von Aufgrabungsresultaten an anderen Burgen finden sich dieselben Scherben wieder und Wigger sagt 1860 darüber: „Als Wendenburgen werden diese letzteren durch die charakteristischen Scherben erwiesen, Scherben von heidnischen Gefäßen aus Thon, der, mit Granitgrus und grobkörnigem Kies durchknetet, im offenen Feuer gebrannt ward, mit wellenförmigen Randverzierungen." Als im Jahre 1868 die Burgwälle Rügens auf Befehl seiner Majestät untersucht wurden, konnte man schon die Probe auf das Exempel machen, da man aus Saxo Grammaticus wußte, daß die wendischen Burgen Garz und Arkona 1168 zerstört wurden. Auch hier fanden sich dieselben Scherben, und man kann dieselben daher beim Ansprechen eines Burgwalles mit Fug und Recht als Beweis benützen. Dem Album der prähistorischen Ausstellung von Berlin 1880 (Photograph Günther) zufolge finden sich dieselben Scherben, als dem jüngsten heidnischen Zeitalter angehörig, im Depot von Statzen (Ostpreußen), in den Gräbern von Szittkehmen, Korallenbergen bei Rositten (Ostpreußen), Heidenschanzen bei Mewe (Westpreußen), sowie bei Weißenfels (Provinz Sachsen).

Bei Untersuchung dieser Gefäßreste möchte ich mich vorzugsweise an die Urnenscherben des Lebehner Burgwalls halten, da die Scherben der anderen Burgwälle nach Muster und Material sich in dem Lebehner nahezu alle wiederfinden. Was das Material anbetrifft, so sind dieselben aus bräunlichem bis schwärzlichem Thon oder Lehm, mit gestampftem Granit untermischt, wie dies auch Lisch angiebt. Von dem Granit stammen auch die zahlreichen Quarzkörnchen und Glimmerblättchen, die die Scherben zeigen. Solche an Quarzkörnern und Glimmer-

blättchen reichen Granitstückchen fanden sich oft in Lebehn zwischen den Scherben, so daß man annehmen kann, die Töpfe seien auf dem Burgwall selbst gearbeitet. Auf die Insel sind die Granitstückchen jedenfalls erst gebracht worden, denn der Untergrund der Insel ist einfacher gelber Sand ohne Granitstücke. Es fanden sich auch zahlreiche gebrannte Lehmstücken vor mit Stroheindrücken. Daß diese Granitstückchen zur Fabrikation der Töpfe eigens zerkleinert wurden, scheint mir sehr wahrscheinlich. Nachdem der Thon geknetet, ging es an die Formung. Ueber den Vorgang der Formung ist man sehr verschiedener Ansicht gewesen. Lisch vertritt die Meinung, daß die Töpfe mit der Hand, ohne Beihülfe der Töpferscheibe geformt seien; Giesebrecht behauptet das Gegentheil und meint in seiner Arbeit: „Ueber die Bereitung der Thongefäße heidnischer Zeit“ [56]): „Mag man also dem Norden oder dem Süden die Erfindung der Töpferscheibe beilegen, daß diese in heidnischer Zeit dem Norden völlig unbekannt gewesen, ist in jedem Falle eine gleich gewagte Hypothese.“ Ich muß mich unbedingt in Bezug auf die Gefäße der von mir untersuchten Burgwälle der Ansicht von Lisch [57]) anschließen. Bei den vielen Tausenden von Scherben, die ich hierauf genau untersucht, sind dieselben ohne Scheibe, mit der Hand geformt. Es spricht dafür der Rand, der Boden und die Unregelmäßigkeit der Horizontallinien, kurzum alles; obwohl Giesebrecht Anacharsis den Scythen, Strabo [58]) und Homer [59]) ins Gefecht führt. Auch das von mir im Lebehner Burgwall gefundene gut erhaltene Gefäß ohne Ornamente zeigt die Anfertigung mit der Hand ohne Scheibe deutlich an den Fingereindrücken im Innern am Boden des Gefäßes, während die einzelnen Durchmesser, in Folge der Handarbeit, ganz verschiedene sind. Wer diese Gefäße und Scherben untersucht, muß sich zu

---

[56]) Balt. Studien XII, S. 40.

[57]) Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte X, 241.

[58]) Strabo VII, 3.

[59]) Ilias XVIII, 600.

Lisch's Ansicht bekennen; nur für die jüngsten Gefäße möchte ich die Herstellung auf der Scheibe für wahrscheinlicher halten. Was das Brennen der Gefäße anbetrifft, gehen beide Forscher ebenfalls aus einander. Giesebrecht stimmt für den Brennofen, Lisch für freies Feuer. Auch hier muß ich mich, rücksichtlich der Scherben unserer älteren Burgwälle unbedingt Lisch anschließen, nur die jüngeren, glatten, blauschwarzen Gefäße mögen, da der Brand ein sehr gleichmäßiger ist, im Ofen gebrannt sein. Im Allgemeinen kann man aber sagen, daß in diesen Details die Vermuthungen Lisch's meist begründeter sind, da er offenbar vor Giesebrecht eine gründlichere Anschauung voraus hatte.

Die Gefäße sind von zwei Seiten gebrannt: von außen und innen, meist von außen stärker; innen sind dieselben oft ganz schwarz, wenn das Feuer nicht hell brannte. Ueberhaupt ist Lisch der Meinung, daß das schwarz geflammte Aussehen vieler Scherben vom Anschlagen der rußigen Flamme herrühre. Der Grund ist, wenn man genau untersucht, ein anderer: die Gefäße sind aus einem schwarzgrauen Material angefertigt, und viele haben außen oder auf beiden Seiten einen Ueberzug von feingeschlämmtem Thon und dadurch hellere Farbe; an manchen Stellen ist aber dieser Ueberzug mangelhaft und die schwarze Grundmasse schimmert durch, wovon das schwarz geflammte Aussehen herrührt.

Manche Scherben haben ihr schwärzliches Aussehen verloren und sind nahezu ziegelroth. Die Schlüsse, die man daraus machen zu können glaubte, auf späteres Fabrikat oder anderes Material, sind hinfällig. Diese rothen Scherben sind von demselben Material wie die schwarzen, nur stärker gebrannt.

Ich bemerkte dies auf dem Wege des Experiments, indem ich eine schwarze Scherbe auseinanderbrach und die eine Hälfte einer intensiven Flamme aussetzte. Der Erfolg war nach dem Erkalten eine gelblich ziegelrothe Färbung durch die ganze Masse der Scherbe. Im frischen Zustande mag die Farbenveränderung noch besser gelungen sein. Bei den meisten Scherben ist die Außenfläche etwas stärker gebrannt wie die innere,

da das Feuer im Innern des Gefäßes aus Mangel an Luftzug nicht leicht dieselbe Intensität erreichte wie außen. Gewiß sind die Gefäße beim Brennen aber aufgeschichtet und wohl auch umgesetzt worden, da auch die Böden der Gefäße meist außen gut gebrannt sind. Die Gefäße, die a) ganz schwarz, b) im Kern schwarz, in den äußeren Schichten gelblich röthlich, oder c) durchaus gelbroth gebrannt sind, bestehen also aus demselben Material und ist die Farbe nur von dem Grade des Brennens abhängig, der allerdings meist ein geringer war, weil die zu b gerechneten Scherben weitaus überwiegen. Interessant ist diese Auftragung einer helleren Thon- oder Lehmschicht, die einen gewissen Sinn für Abwechselung und Farbengebung zeigt.

Wir kommen nun zu einer ferneren Eigenthümlichkeit unserer Burgwallscherben: zu den Ornamenten. Wer einen Burgwall nur dann als slavisch anerkennen wollte, wenn er ornamentirte Scherben findet, würde leicht irren können, denn ein großer Theil der Scherben ist überhaupt nicht ornamentirt. Das schon öfter erwähnte, gut erhaltene Gefäß aus dem Lebehner Burgwall gehört in diese Kategorie. Das Gefäß hat eine Höhe von 9 ctm., 11,5 ctm. Mündungsdurchmesser und 8 ctm. Bodendurchmesser. Die Seitenwände verlaufen vom Boden aus gerade, ohne Bauchung nach oben und außen. Der Rand ist weder eingezogen noch ausgelegt, sondern gerade abgeschnitten, so daß das Gefäß eine blumentopfähnliche Form hat. Die Grundmasse ist der erwähnte schwarze Thon mit Quarzkörnchen und Glimmereinschlüssen. Ueberzogen ist das Gefäß mit einem hellgelbgrauen, geschlämmtem Thon, wenig stark gebrannt und ohne jedes Ornament. Die nicht ornamentirten Scherben unterscheiden sich übrigens in nichts, was Material, Form und Brand anbelangt, von den ornamentirten.

Die Ornamentik der Scherben selbst läßt sich auf eine Reihe Grundelemente zurückführen, aus denen sie durch Kombination hergestellt ist. Diese Grundelemente sind: a) Punkt, b) Strich, c) Horizontallinie, d) Rundbogen, e) Spitzbogen, f) Welle.

Zur Herstellung der Verzierungen benutzte der slavische Töpfer, wie es scheint, ein strohhalmstarkes, vorn schräge abgeschnittenes Hölzchen, ein 3—5 oder mehrzinkiges, kammartiges Werkzeug, und für Punktgruppen anscheinend eine Art Stempel. Die Verzierungen sind meist von links nach rechts gearbeitet, während das Gefäß mit dem Boden nach unten gehalten wurde. Sehr deutlich ist dies an den einfachen, nicht in Gruppen stehenden Punkten zu bemerken, die nicht eigentlich eingestochen, sondern mit einem schräge abgeschnittenen Hölzchen eingedrückt sind, sodaß jeder Punkt mehr eine schiefe Ebene bildet als ein Loch.

a) Das Punktornament wird verwandt: 1. als Punktreihen, die wie eine Perlenschnur um Hals oder Bauch des Gefäßes laufen; 2. in schräg von links oben nach rechts unten verlaufenden Reihen; 3. seltener in Reihen von links unten nach rechts oben; 4. beide kombinirt; 5. als Gruppen von Punkten. Das Punktornament ist einzeln oder mit den anderen Elementen kombinirt. Interessant ist, daß in den Reihen und Gruppen die Dreizahl vorherrscht.

b) Das Strichornament geht aus dem in die Länge gezogenen Punkt hervor: 1. er findet sich häufig am Uebergang des Halses in den Bauch, als kurzer, von links oben nach rechts unten verlaufender Strich; 2. pfeilspitzenartig zusammengestellt; 3. als kürzere oder längere, zu zweien verlaufende Verticalstriche; 4. als kurze, in Wellenform gruppirte Strichreihen; 5. als sich durchschneidende Horizontal- und Verticalstriche (besonders am Bauche), mit den übrigen Elementen abwechselnd.

c) Die Horizontallinie, ebenfalls mit den übrigen Ornamenten kombinirt, findet sich besonders am Bauche der Gefäße, dieselben faßreifenartig umziehend; ist dieselbe am Bauche allein vorhanden, so wird durch dichteres oder weiteres Auseinanderliegen Abwechselung geschaffen.

d) Der Rundbogen, besonders am Hals der Gefäße, ist theils nach oben theils nach unten offen, zuweilen sich durchschneidend; zu 1—3 Bogen dicht übereinander (parallel); er ist im Allgemeinen als Ornament seltener.

e) Der Spitzbogen, ebenfalls mehrere parallel und dicht über einander sich durchschneidend. Beide Ornamente gehen, in die Länge gezogen, über in:

f) Die Wellenlinie. Diese ist unzweifelhaft das beliebteste Ornament, welches, wenn die Scherben überhaupt ornamentirt sind, weitaus auf den meisten vorkommt. Sie umzieht die Gefäße als 1—4fache, meistens dreifache Wellenlinie in horizontaler Richtung, in seltenen Fällen verläuft sie auch von links unten nach rechts oben, genau wie die Section VI, Provinz Sachsen, auf der Tafel 15 des Album der prähistorischen Ausstellung von Berlin dargestellten. Zuweilen verlaufen um das Gefäß Bänder von Wellenlinien, die sich gitterartig durchschneiden. Dies Wellenornament ist so häufig, daß man es als charakteristisch für die ganze Burgwall-Ornamentik angenommen hat.

Lisch hat aus meklenburgischen Burgwällen eine ringförmige, augenartige Verzierung angegeben, die darin besteht, daß kleine Kreise, ähnlich den koncentrischen Kreisen älterer Bronzen, rings um die Gefäße verlaufen [60]). Auf unseren Burgwällen hat sich ein derartiges Ornament nicht gefunden, muß also hier, wenn überhaupt vorhanden, sehr selten sein.

Die blauschwarzen, feineren Scherben, aus geschlämmtem homogenen Thon, zeigen ein glattes Aussehen und gehören schon der christlichen Aera an (etwa dem Ende des 12. und dem 13. Jahrhundert). Sie finden sich nur häufig in den Burgwällen, auf denen man Mauerreste des christlichen Mittelalters findet, den schon frühe verlassenen Feldschanzen fehlen sie ganz. Wollte man aber annehmen, daß dieselben unvermittelt plötzlich eintreten, so wäre dies ein Irrthum. Besonders der Burgwall von Rothenklempenow zeigt den glattesten Uebergang: Zunächst wird der Thon ein feinerer, es finden sich aber noch die Quarzkörner und Glimmerblättchen; später wird die Masse ganz homogen, indem auch die Einschlüsse verschwinden. Von den Ornamenten verschwinden

60) Jahrbücher für meklenburgische Geschichte XII, S. 437.

in dieser Zeit die meisten, nur die faßreifenartigen Horizontallinien bleiben noch in Gebrauch. Auch das spezifische Gewicht der Scherben, welches zwischen 2,0—3,0 liegt, giebt keinen rechten Unterschied, doch sind im Allgemeinen die späteren, dunkelschwarzblauen Scherben etwas leichter. Im Burgwall zu Rothenklempenow war das spezifische Gewicht der älteren Scherben 2,3—2,4, der neueren 2,1.

Die Form der Gefäße ist verschieden: theils einfache, wenig ausgebauchte, blumentopfähnliche Gefäße, theils, und dies ist die Hauptmasse, stark ausgebauchte, nach dem Boden und Hals hin eingezogene Gefäße. Viele erinnern, abgesehen von der Tülle, an unsere gewöhnlichen irdenen Küchentöpfe. Sämmtliche älteren Gefäße sind ohne Henkel, wenigstens habe ich keine Scherbe mit Henkel gefunden; auch haben die gut erhaltenen Gefäße keinen solchen. Bei einzelnen Gefäßen finden sich am Rande zwei Löcher auf jeder Seite, vielleicht zum Durchziehen von Schnüren. Die mit Henkel versehenen Gefäße scheinen nur Gräbern zuzukommen. Der Rand des Gefäßes ist theils glatt abgeschnitten, theils nach innen eingezogen, theils nach außen mehr oder weniger übergelegt. Die Größe ist ebenfalls sehr verschieden.

II. Knochen- und Steinfunde.

Neben den Scherben finden sich auf allen Burgwällen Kohlen und Knochen von Thieren, die den Burgwallbewohnern zur Nahrung gedient hatten. Besonders sind diese in dem lange bewohnten Lebehner Burgwall mit seiner mächtigen Kulturschicht in Massen vorhanden. Von Hausthieren finden sich zunächst die vom Pferd. Ein noch gut erhaltener Pferdeschädel zeigt, daß man es mit einem Pferde zu thun hatte, das klein aber edel war, der Schädel ist zierlich aber schmal gebaut. Vielleicht steht diese Pferderace in Zusammenhang mit der Race, die Kantzow, der pommersche Chronist aus dem 16. Jahrhundert, erwähnt[61]): „In der Ukermündischen

---

[61]) Kantzow, Pomerania (Kosegarten) Band II, 1817. Vgl. Theod. Schmidt: Naturgeschichtliches, Balt. Stud. XXIII, S. 167.

heyde hats wilde pferde, die gehen bey gantzen horden, dieselbigen haben allerley farbe wie andere pferde, alleine das sie einen gelben striemen über den rüggen haben, seint nicht vbrig gross, aber sehr feste vnd arbeitsam. Man fenget sie im hagen, vnd sleget jnen ein strick vber den hals, und zwecht das zu, bis das sie schyr würgen. Darnach verhembt man sie mit stricken, das man sie handlen vnd vortbringen khan, vnd spant sie etzliche tage nacheinander für den pflugk, vnd treibet sie so lange, bis dass jnen die wildheit und krafft gar gebrochen wirt."

Dieselben wilden Pferde werden auch in der älteren Geschichte von Polen erwähnt, daß nämlich Sobieslaw, Herzog von Böhmen, aus Schlesien eine Menge wilder Pferde (greges indomitarum equarum non paucos) mitgebracht habe. Auch Dahlmann erwähnt in seiner Geschichte von Dänemark, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wilde Pferde. Zugleich ist noch zu bemerken, daß sich in unseren Torfstichen sehr häufig kleine breite Hufeisen finden. Man wird annehmen können, daß es sich um kleine verwilderte Pferde handelt (ähnlich wie in der Ukraine und Tartarei noch heute), die aber von der ältesten, hier einheimischen Pferderace abstammen mögen, welcher der gefundene Schädel angehört. Neben dem Pferd ist es das Rind, dessen Knochen und Hörner sich vorfinden. Auch das Rind scheint mir mit seinen kurzen, nahezu geraden und kegelförmigen Hörnern von dem heutigen verschieden gewesen zu sein. Ferner die Knochen und Hörner der Ziege und Knochen vom Schwein. Besonders von letzteren finden sich große Mengen. Auch Knochen von Wasservögeln und Schuppen vom Hecht finden sich vor. An einer Stelle des Lebehner Burgwalls, die ich für eine Feuerstelle ansehen mußte, lag ein ganzer Haufen Fischschuppen. Unter den Wildarten war es besonders das Reh, wovon sich Reste vorfanden.

Von Artefacten aus Knochen sind zu erwähnen aus dem Lebehner Burgwall drei Knochenpfriemen. Zwei derselben

sind aus den Beinknochen eines Hammels oder Rehes gearbeitet, oben schräge zugeschärft, so daß die Markhöhle eröffnet ist, während unten noch das Gelenkende erkennbar bleibt. Ein ziemlich ähnliches Stück ist abgebildet in Günthers prähistorischem Album, Section IV, Tafel 8, aus dem Pfahlbau im Soldiner See stammend. Ein anderer Pfriemen ist aus einem Rehgehörne gearbeitet. Die Spitze ist zugeschärft, während an der Stelle, wo die Augensprosse abgeht, eine deutliche Abnützung des Winkels zu bemerken ist. Die Basis, die beim Bohren in der Hohlhand lag, ist, um den Arbeiter nicht zu drücken, deutlich abgerundet. Ein diesem theilweise ähnlicher Pfriemen ist abgebildet im Album der prähistorischen Ausstellung von Günther auf Section VI, Taf. 4 aus Giebichenstein bei Halle.

Von Steinartefacten erwähne ich aus dem Lebehner Burgwall ein Feuersteinmesser, ferner einen sehr elegant gearbeiteten Schleifstein aus feinem, smirgelähnlichen Gestein: 157 mm. lang, 16 mm. breit und 7 mm. dick, nach beiden Seiten sich verjüngend, mit sorgfältig abgeschrägten Kanten. Ferner ein Glättestein aus Quarz, vielleicht beim Glätten von Thierhäuten verwandt. Am Ufer des Lebehner Sees, in der Nähe von Steinkistengräbern, fanden sich mehrfach durchlöcherte Steinbeile aus Granit. Ein zerbrochenes Steinbeil aus Granit fand sich im Burgwall an der Heidmühle bei Kaselow. Am Burgwall bei Ahlbeck fanden sich Mengen jener Feuersteinartefacte, die man theils für Pfeilspitzen, theils für Messer oder Schaber angesehen hat und die auf eine Feuerstein-Manufactur an dortiger Stelle schließen lassen. Endlich eine Thonperle.

III. Gegenstände von Metall.

Im Burgwall zu Wolschow fand sich ein Messer von Eisen (leider vom Finder verloren), ferner ein eimerhenkelartiger eiserner Halbring, die beiden Enden in Form von Oesen umgeschmiedet. Im Ahlbecker Burgwall ein alterthümliches eisernes Beil, die Klinge vorne breit, nach hinten ver-

schmälert, mit langer Tülle (leider vom Finder verloren). In Löcknitz, Torgelow und Klempenow Gegenstände des späteren christlichen Mittelalters, als Kugeln, Panzer, Messer, Kugelform, Feuergabel ꝛc.

Bronzen fanden sich in den Burgwällen selbst nicht, wohl aber oft in der Nähe derselben. So der Depotfund bei Gramzow (Spiralhandbergen, Spiralplattenfibeln, Kelte, Palstäbe ꝛc.) Dolch und Sichelmesserchen bei dem Burgwall von Wolschow, Schwerter bei dem Burgwall von Schmölln (Grünz).

IV. Grabstätten in der Nähe unserer Burgwälle.

Eine im hohen Grade auffällige Erscheinung waren mir die Grabstätten in der Umgebung unserer Burgwälle. Die Gräber liegen in der Nähe der Bugwälle an den Ufern, in Form kleiner, meist flacher Hügel. Im Innern befindet sich eine Steinkiste, 2—4 Fuß lang, 1—3 Fuß breit. Gebaut sind dieselben meist aus körnigem, rothen Sandstein, mit Deckelplatte aus gleichem Material, oft auch Muschelkalk. Der Inhalt besteht meist aus gehenkelten Gefäßen von verschiedener Form: Näpfchen, Fläschchen, Schalen, bauchige Urnen; Metallbeigaben sind selten. Das Vorkommen dieser Gräber in der Nähe von Burgwällen ist so konstant, daß ich nach Gräbern suchte, wenn ich den Burgwall gefunden, und nach Burgwällen suchte, wenn ich das Vorkommen dieser Gräber konstatirt hatte. So bei Löcknitz am Hühnerwinkel (Hünenwinkel?), am Wolschower Burgwall, am Lebehner Burgwall, am Blumberger Burgwall, am Schmöllner Burgwall, in der Nähe von Stolzenburg ꝛc.

Auch anderen ist das Vorkommen von Grabhügeln mit Urnen in der Nähe von Burgwällen aufgefallen; z. B. um den Burgwall von Neustadt[62]), worüber Dr. Brillowsky 1827 sagt: „Urnenhügel lagen um den Burgwall her, es waren auch Grabgefäße aus ihnen zum Vorschein gekommen.“ Auch beim Burgwall von Wulkow, von Labes, Schivelbein, Belgard, Wud-

62) Balt. Stud. XII, S. 67.

arge und vielen anderen[63]). Leider ist nicht gesagt, ob es sich auch hier um Steinkisten gehandelt hat.

Auch der meklenburgische Forscher Lisch beobachtete dieselbe Erscheinung und bemerkt darüber: „Diese Beobachtungen führen denn unwillkürlich zu der Ansicht, daß die großen wendischen Burgstellen schon in der Bronzezeit besonders ausgezeichnete und bewohnte Orte waren.“

Die Zeit der Burgwälle.

Selbstverständlich kann es meine Absicht nicht sein, ein bestimmtes Jahrhundert anzugeben, innerhalb dessen die Aufschüttung der Burgwälle vorgenommen ist, wohl aber lassen sich nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft Zeitgrenzen aufstellen, in denen die Burgwallperiode sich abgespielt haben muß. Es sind dies eben die Grenzen der wendischen Kulturperiode in Pommern überhaupt. Allerdings wird man auch fragen dürfen, ob und wie weit die bisher allgemein gültigen Anschauungen über diese Zeitgrenzen mit der Untersuchung unserer Burgwälle sich deckt.

Man nimmt an, daß diese slavisch-heidnische Kulturperiode zwischen dem 6. und 12. Jahrhundert nach Christo liegt. Man nimmt diese Grenzen an, weil die Slaven einerseits vor dem 6. Jahrhundert an der Baltischen Küste nicht erwähnt werden, andererseits die Burgwälle im 11. Jahrhundert noch meist bewohnt gewesen sein müssen, indem die wichtigsten, z. B. die von Rügen, im 12. Jahrhundert zerstört und nicht wieder aufgebaut wurden.

Zum ersten Male erwähnt werden die Slaven an der Ostsee im Jahre 595 von Theophylact[64]). Giesebrecht berichtet darüber in seinen wendischen Geschichten: „Der griechische Kaiser Mauricius war mit seinem Heere von Konstantinopel aufgebrochen, um die Avaren zu bekriegen (595 n. Chr.). Noch befand er sich fern ab von den feindlichen Grenzen in Enatum,

[63]) Balt. Stud. XI, S. 188.

[64]) Theophylacti hist. VI, 2. Giesebrecht, Wendische Geschichten I, S. 4.

nördlich von der Propontis; da brachten seine Schildträger drei Fremdlinge gefangen ein. Sie waren durchaus unbewaffnet und hatten nichts bei sich als Zithern. Der Kaiser fragte sie, wer sie seien, woher sie kämen, was sie herführe. „Wir sind Slaven", war ihre Antwort, „unsere Heimath liegt am westlichen Ocean. Der Avarenkhan hat die Fürsten unseres Volkes besandt und ihre Bundesgenossenschaft gesucht. Man hat den Antrag abgelehnt und uns als Gesandte zum Khan geschickt, damit dieser die Verweigerung nicht übel aufnehme; die Entfernung sei zu groß: wir selbst haben 15 Monate auf der Reise zugebracht. Es ist uns aber nicht gelungen, den Khan zu begütigen; er hat uns die Heimkehr verweigert. Da sind wir aus seiner Haft entflohen und haben uns hierher zu den Römern gerettet, deren Macht und Menschenfreundlichkeit weit und breit gerühmt wird. Denn wir sind Spielleute, der Waffen unkundig. Auch unser Volk wohnt friedlich daheim im Lande, das kein Eisen hervorbringt." Mauricius nahm den Bericht günstig auf, bewunderte den stattlichen Wuchs der fremden Männer und sandte sie hinter sein Heer nach Heraclea an der Propontis.

Auf Grund dieser späten Erwähnung der Slaven könnte es gewagt erscheinen, ihre Existenz in Pommern in eine weit frühere Zeit zu setzen, wenn eben hierfür nicht die Funde sprächen. Die außerordentlich primitiven Steinwaffen der Feuerstein-Manufactur am Ahlbecker See können aber unmöglich einer so späten Zeit angehören. Ich leugne durchaus nicht, daß sich Feuersteingeräthe bis in späte Zeit erhalten haben, daß z. B. Steinbeile noch bei der Eroberung von England durch die Angelsachsen im 5. Jahrhundert eine Rolle gespielt haben; aber diese Splitter sehen doch denen sehr ähnlich, die man der sogenannten Steinzeit zuzutheilen geneigt ist.

Auch scheint der mehrfach erwähnte eingehende Bericht über die Untersuchung der Burgwälle Rügens aus der Feder des Herrn Dr. Baier auf ähnliche Resultate gekommen zu sein, wenn er sagt[65]): „Beim ersten Anblick fällt sogleich die große

[65]) Balt. Stud. XXIV, S. 285.

Aehnlichkeit dieser Befestigung (Hengst) mit der von Arkona auf. Wegen dieser Aehnlichkeit möchte Lisch in dem Burgwall Hengst einen altwendischen Tempelort sehen. Nur eins lassen uns die auf dem Hengst gemachten Funde (Gefäßscherben und Knochen) schließen: daß nämlich die Benützung dieses Befestigungswerkes über die Zeit zurückgeht, in welcher die übrigen Burgwälle Rügens ihre Bestimmung erfüllten. Die auf dem Hengst gefundenen Scherben sind dicker und von gröberer Mischung des Thons, dabei ohne alle Verzierung, sie dürften bis an die Steinzeit heranreichen." Auch die primitiven Knochengeräthe und die mächtige Kulturschicht des Lebehner Burgwalles scheinen auf eine ältere Zeit als das 6. Jahrhundert n. Chr. hinzuweisen.

Herr Prof. Virchow giebt an, daß man an nicht wenigen Burgwällen, zuerst von ihm nachgewiesen, an dem Schloßberg von Burg im Spreewald, eine slavische Oberfläche und eine mächtige vorslavische Schicht unterscheiden könne[66]). Da mir diese Thatsache bekannt war, richtete ich bei der Untersuchung auch hierauf meine Aufmerksamkeit, konnte aber nichts einer Schichtung Aehnliches finden, da die Scherben mit Ornament bis in die Tiefe gingen, wo die Knochenpfriemen lagen. Auch der Kommissionsbericht über die Rügenschen Burgwälle (S. 234) bemerkt, daß für die Vermuthung, die Burgwälle hätten eine vorslavische (germanische) Grundlage, sich nicht das Geringste ergeben habe.

Zu der Ansicht, den Ursprung der Burgwälle bei uns in einer weiter als das 6. Jahrhundert zurückliegenden Periode zu suchen, veranlaßt mich auch der Umstand, daß so merkwürdig konstant neben den Burgwällen Steinkistengräber liegen. Abweichend von der Ansicht der meisten, die die Steinkistengräber für germanisch halten, glaubte ich aus dem konstantem Zusammenliegen mit den Burgwällen die Steinkisten für slavische Begräbnisse ansehen zu müssen, denn ich mußte mich fragen,

---

[66]) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrgang XIV. S. 102.

da andere Gräber in der Nähe der Burgwälle ganz fehlen (Skelettgräber sind bei uns außerordentlich selten), wo sind denn die Gräber der Slaven, wenn die Steinkisten germanisch sind? Man sollte doch meinen, daß bei der dichten Lage der Burgwälle und der oft starken Kulturschicht, die doch ziemlich sichere Zeichen einer dichten slavischen Bevölkerung sind, bei einiger Aufmerksamkeit sich wenigstens Spuren anderer Grabstätten finden müßten in der Umgebung der Wälle.

Der Vergleich der Burgwallscherben mit den Grabgefäßen und die Vergleichung der erhaltenen Gefäße selbst führt aber zu dem Resultat, daß sie sich in nichts unterscheiden. Beiden gemeinsam ist dieselbe graubraune bis schwärzliche Grundmasse, dieselben Quarz- und Glimmereinschlüsse, dieselbe rohe Fabrikation ohne Scheibe, wie ich glaube, derselbe Anstrich mit gelblichem Lehm. Verschieden sind sie nur durch die Behenkelung der Grabgefäße und den Mangel einer Ornamentirung derselben. Andere Grabstätten zeigen sogar ornamentirte Gefäße im slavischen Ornament [67]). Sogar die Gesichtsurnen Hinterpommerns und Westpreußens machen, was das Material betrifft, wie der Augenschein lehrt, keinen Unterschied.

Wie lange aber Gefäße, die weder von den Grabgefäßen noch von den Burgwallgefäßen zu unterscheiden sind, sich bei den heidnischen Slaven hielten, zeigt der jüngste Münzfund von Horst, Kreis Pyritz. Derselbe besteht in Wendenpfennigen, etwa aus dem Jahre 1040—1060, und befand sich in einem Gefäße, welches aus bräunlicher Grundmasse mit Quarz und Glimmerblättchen bestehend, von den Gefäßen der Steinkistengräber in nichts verschieden ist.

Es ist ganz natürlich, daß auch einem so gelehrten und gründlichen Forscher wie Herr Prof. Virchow die Aehnlichkeit der Burgwallgefäße mit den Grabgefäßen aufgefallen ist, wie ich aus folgender Stelle entnehmen zu dürfen glaube, die sich im XIV. Jahresbericht der Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie S. 102 findet und eine Arbeit des

[67]) Günther, Album der prähistorischen Ausstellung zu Berlin 1880. Section I, Tafel 19.

Herrn Prof. Virchow betrifft: „Slavisches Grab mit Leichenbrand bei Wachlin in Pommern": „Man hat sich namentlich, seitdem die Schläfenringe als slavisches Diagnosticon aufgekommen sind, mehr und mehr daran gewöhnt, die alte Ueberlieferung von dem Bestehen des Leichenbrandes bei den Slaven, welche bis auf Bonifacius zurückgeht, für zweifelhaft, vielmehr die Leichenbestattung als den regelmäßigen Gebrauch aufzufassen. Virchows neuer Fund weist nun nach, daß gleichsam als obere Schichte vorslavischer, aber schon der Eisenperiode angehöriger Urnenfelder sich auch ächtslavische mit Leichenbrand finden. Der Beweis wird durch die völlige Uebereinstimmung der in dem betreffenden Grabe gefundenen henkellosen, topfförmigen, auf der Drehscheibe gemachten, hart gebrannten aber rohen „Urnen" mit denen der slavischen Burgwälle geführt. Es findet sich das in den betreffenden Gegenden slavische Ornament und in den Topfboden roh erhaben aufgestempelt das Hakenkreuz, welches Virchow ebenfalls in jenen Gegenden sicher als slavisch anspricht. Damit ist der Beweis geliefert, daß wirklich die Slaven auch ihre Todten verbrannt haben. Es ist aus der Beschaffenheit der Gefäße kaum zu bezweifeln, daß der Leichenbrand noch geübt worden ist, als schon slavische Burgwälle und Pfahlbauten im Lande errichtet waren, also bis in eine späte Zeit hinein."

Es sind mir in unserer Gegend auch Gräber vorgekommen, welche auf Hügeln in größerer Anzahl neben einander lagen. Dieselben waren oft dicht unter der Oberfläche, und standen die meist zerbrochenen Gefäße, von Brandschutt umgeben, in loser Erde. Die Scherben glichen **ganz außerordentlich** dem Gefäße des Horster Münzfundes aus dem 11. Jahrhundert; etwas bräunlicher in der Masse, mit Quarz und Glimmereinschlüssen. Diese Gräber lagen aber nicht bei den Burgwällen.

[Selbstverständlich unterscheide ich hiervon die sogenannten Wendenkirchhöfe, die wahrscheinlich germanisch sind, dem 1. bis 3. Jahrhundert angehören und durch schwarze Urnen ganz anderer Art mit senkrechten Punktverzierungen und Mäan-

deren ornamentirt sind, wie Lisch und Chr. Horstmann solche Gräberfelder untersucht haben, die hier aber gar nicht vorkommen][68]).

Ich weiß zwar sehr wohl, wie mißlich es ist, auf Grund eines beschränkten Beobachtungsmaterials allgemeine Schlüsse zu machen; allein der Gedanke hat sich mir immer wieder aufgedrängt, daß die Steinkistengräber gerade der Burgwallperiode eigenthümlich seien, gegen Ende derselben mögen die einfachen Urnengräber ohne Kiste und ganz spät die Skelettgräber (wie Stangenwalde) zu setzen sein.

Bei dieser Annahme trat mir freilich sofort ein widersprechender Umstand entgegen, nämlich der, daß die Steinkisten Pommerns und Meklenburgs, besonders die unter größeren Hügeln befindlichen, Bronzen und Eisengeräthe enthalten (z. B. aus der mittleren La Tène-Periode), die mehrere Jahrhunderte vor Christo zu setzen sind, also in eine Zeit, die 7 bis 9 Jahrhunderte vor der Burgwallperiode liegen müßte und allgemein als germanisch bezeichnet wird. Ich konnte mir diesen Widerspruch nur durch die Annahme erklären, daß die Slaven längst hier wohnten, ehe Theophylact sie kennen lernte und erwähnte, und vielleicht eine den germanischen Herren unterworfene Urbevölkerung bildeten.

Ich mußte mir gestehen, daß die primitiven Artefacten der Burgwälle eher für ein größeres als geringeres Alter sprächen und daß dann die Aehnlichkeit der Gefäße mit denen der Steinkistengräber, als auch das dichte Zusammenliegen beider sich am besten erklärte, während das Vorkommen älterer Bronzen, z. B. der La Tène-Periode, in Steinkisten wohl verständlich wäre. Andererseits würde auch die gute Erhaltung der Knochen und die zuweilen z. B. in den Steinkisten von Blumberg noch in großer Menge vorhandene weißgraue, seifenähnliche Schmiere, die doch wohl auf zersetzte Weichtheile zu beziehen ist und durchaus nicht für ein besonders hohes Alter der Gräber spricht, mit den Funden der La Tène-Periode in

[68]) Chr. Horstmann, Der Urnenfriedhof von Dartzau.

anderen älteren Steinkisten wohl vereinbar sein, und das Fehlen anderer, den Burgwallbewohnern angehöriger Gräber keine Verwunderung erregen.

Es ist daher ganz interessant, das Erstaunen eines Forschers wie Lisch zu bemerken, als er Gefäße aus polnisch-heidnischen Kegelgräbern untersucht von jenseits der Weichsel, dem Lande Sarmatien der Alten, wo Germanen dauernd nicht gewohnt haben. Er sagt darüber[69]:

„Sie ist, zur größten Ueberraschung, den norddeutschen Urnen aus der mittleren oder jüngeren Zeit der Kegelgräber in jeder Hinsicht völlig gleich, ist wie unsere Urnen aus Thon, mit zerstampftem Granit durchknetet, gebildet, mit einer fein geschlämmten, reinen Thonschicht überzogen und röthlichbraun und geflammt gebrannt. . . . . Kurz die Urne ist von den meklenburgischen Urnen gar nicht zu unterscheiden."

Auch die Art zu begraben, weicht von der, welche Tacitus für die Germanen angiebt, erheblich ab:

Funerum nulla ambitio: id solum observatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur. struem rogi nec vestibus nec odoribus cumulant: sua cuique arma, quorundam igni et equus adicitur. sepulcrum caespes erigit[70].

Tacitus berichtet also nur von einem Verbrennen auf einem Scheiterhaufen, auf welchem die Waffen und Pferde des Todten auch mit verbrannt wurden; von einem Auffammeln der Knochen oder Asche in Urnen und Beisetzen in Steinkisten sagt er kein Wort. Auf gewisse hinterpommersche Brandgrubengräber würde diese Schilderung bei weitem eher passen als auf unsere Steinkistengräber.

Es kann nicht meine Sache sein, auf den uralten Streit darüber, ob die Urbevölkerung des Landes zwischen Weichsel und Elbe slavisch oder germanisch gewesen sei, näher einzugehen.

---

[69]) Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte XII, S. 442.

[70]) C. Taciti Germania c. 27.

Dieser Streit ist mit Erbitterung auf beiden Seiten geführt worden. Man hat seit 50 Jahren auf beiden Seiten vieles behauptet und vieles widerlegt, doch möchte ich mich etwas genauer auf eine Rede einlassen, die bei der XV. Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie zu Breslau von Dr. Sculk gehalten wurde, da hier neueres, nicht nur theoretisches, sondern mehr praktisches, mit unserem Thema verwandteres Material berücksichtigt wird.

Dr. Sculk sprach dort die Vermuthung aus, daß die von Tacitus als Hauptstamm der Sueven genannten Semnonen und Lyger nicht Germanen, sondern Slaven gewesen seien. Nach Undset sollen im Westen der Saale und noch mehr der Weser die Urnenfriedhöfe und Urnengräber aufhören und die Skelettgräber anfangen, die in ihren länglichen Steinkisten, mit Steinwaffen und Steinwerkzeugen, meistens auch Bronze und Eisensachen enthalten. In Skandinavien seien die Aschenurnen selten und Urnenfriedhöfe gebe es gar nicht. Auch sei bekannt, daß die Sitte, die Todten zu verbrennen, in Skandinavien unter der germanischen Bevölkerung nur in der letzten Zeit allgemein geworden, in Folge des Einflusses der südbaltischen Länder. Tacitus habe zuerst die Gothen im Süden der Ostsee erwähnt: trans Lygios Gotones regnantur. Ptolemaeus schreibt: juxta Vistulam fluvium infra Venedos Gythanes, deinde Finni; daraus gehe hervor, daß die Lyger und Semnonen von der Weichsel bis zur Elbe gewohnt und die Gothen nördlich von den Wenden, östlich von der Weichsel. Jornandes erzählt, die Gothen seien in drei Schiffen an die Südküste der Ostsee gekommen und in Gadescantia (Gdansk, Danzig) gelandet, das dritte Schiff habe die Gepiden gebracht, welche sich auf einer Flußinsel niederließen, die Gothen hingegen am Meere, weiter vom Meere die Rugier und Lemovier. Es unterscheiden sich nach Tacitus die Sueven auch durch Namen und Nationälität (propriis adhuc nationibus nominibusque discreti). J. Grimm erkenne die Semnonen und Lyger und alle den Sueven unterworfene Völker dem Namen nach nicht für germanische Völker,

während Wersebe, Uckert, Forbiger und Dr. F. H. Müller dieselben für Slaven halten. Die Semnonen und Lyger müßten auch Slaven gewesen sein, in deren Gebiet die Sueven aus Deutschland 100 Jahre vor Tacitus eingebrochen sind. Semnonen komme von dem slavischen Zemńanin (Ackersmann). Was die Lyger betreffe, welche zwischen den Semnonen und Wenden, sowie Gothen, östlich bis an die Weichsel wohnten, so umfaßten sie sechs kleinere Völkerschaften und seien die späteren Lenkas. Die Varini seien nach der Warnow, Nuithonen von der Nuthe, die Reudigni von der Rednitz genannt. Alle diese haben die Nerthus verehrt, dies komme von dem slavischen nurt (die Tiefe). Da die Geschichtsquellen keine Andeutung geben, daß die Varini, Semnonen und Lyger ihre Wohnsitze in der Völkerwanderung verlassen und in römisches Gebiet eingebrochen seien, keine Notiz, daß sie nach der Völkerwanderung eingewandert seien, so müßten sie autochthon und Slaven sein. Daraus allein erklärten sich die Funde in den Burgwällen, von denen man bisher angenommen habe, daß sie erst im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. entstanden seien. In diesen finde sich nicht nur Eisen, auch Bronze, ja sogar Stein- und Knochenwerkzeuge, z. B. in denen von Prag und Stradonic in Böhmen. In den letzteren findet sich nach Undset eine Unmasse von Steingeräthen und Bronzen der La Tène-Kultur, auch Schmucksachen von Eisen, Gold, Silber, keltische Münzen von Gold und Silber, und römische Bronzemünzen der Republik. Nach Undset sind die im Stradonitzer Burgwall gefundenen Gegenstände aus dem ersten Jahrhundert vor und nach Chr. Das Hradischte von Prag oder Sarka habe noch einen älteren Typus als das vorige. Es hat Thongefäße mit Henkeln, die nach Art der trojanischen nach oben in zwei Hörner oder einen Halbmond enden. Die Art der Gefäße komme auch in den norditalienischen Terramaren vor, wo sie eine Bronzekultur kennzeichne, die noch kein Eisen habe. Unter den Steingeräthen seien mehrere, für die vormetallische Zeit in Europa charakteristische. Ferner zahlreiche Bronzen, wie Schaft- und Hohlkelte, Nadeln, Spiralringe und Ringe

von anderen Formen: eine Axt von ungarischem Typus, und die Figur eines Wildschweines von Bronze, sowie Thongefäße mit dem Wellenornament." Ich habe diese Angaben Dr. Sculks nur angeführt, um zu zeigen, daß man auch an anderen Orten Grund gefunden hat, die Burgwälle in ein viel höheres Alter zu setzen, als die sogenannte slavische Periode (6. bis 12. Jahrhundert n. Chr.).

Es fällt mir nicht ein, die Anschauungen des Herrn Dr. Sculk in ihrer ganzen Ausdehnung für unumstößlich richtig zu erklären, das aber muß ich gestehen, daß mir die vielen, bei Untersuchung unserer Burgwälle vorgekommenen Schwierigkeiten am einfachsten erklärt schienen durch die Annahme einer slavischen Urbevölkerung, der die Steinkistengräber in der Nähe der Burgwälle dann angehören müßten.

Erst im vorigen Jahre hat man auf dem Gebiete des etwa 2 Meilen nordöstlich von Löcknitz gelegenen Gutes Nassenheide einen interessanten Bronzefund gemacht, der Band XXXV der Baltischen Studien beschrieben ist. Ganz dicht bei einem „der Räuberberg" genannten Sumpfburgwall wurde ein Graben gezogen und dabei wenig tief eine große Urne mit gegen 90, zum Theil noch nicht edirten Bronzen gefunden, die wohl noch zur Hallstädter Periode zu rechnen sind. Der Burgwall ist aber unzweifelhaft den Scherben nach slavisch.

Alles zusammen genommen: die Lage der Steinkisten bei den Burgwällen, das Fehlen anderer Grabstätten, die Aehnlichkeit der Burgwallgefäße und der Gefäße in den Steinkisten, die Funde in und um die Burgwälle an Stein- und Knochen-Artefacten primitivster Fabrikation, an Bronzen der Hallstädter und La Tène-Periode, während andererseits wieder Steinkisten vorkommen (Blumberg), die für gar kein sonderlich hohes Alter sprechen [71]), da ich dort die Knochen zweier Skelette fand, die eingebettet waren in eine weißlich schmierige, seifenähnliche Masse, vermuthlich doch das noch erhaltene ver-

---

[71]) Vgl. das ähnliche Skelettgrab in den Balt. Stud. XXXVI, S. 64, welches von Major Freiherrn v. Bönigk vor kurzem in Zarrenthin aufgedeckt wurde, ebenfalls Steinkiste und wohl nicht alt.

seifte Leichenfett, machten mir die Annahme wahrscheinlich, daß eben die Slaven lange schon vor unserer Zeitrechnung hier ansäßig waren.

Sollte sich diese Ansicht als unhaltbar erweisen, so bliebe nur anzunehmen, daß nahezu alle unsere Burgwälle auf vorslavischer Basis ständen, denn die primitiven Knochen- und Stein-Artefacten haben sich auch in einer großen Zahl anderer Burgwälle der ehemals von Slaven bewohnten Länder wieder gefunden, so in Meklenburg, Ost- und Westpreußen, Posen 2c. Freilich würde letztere Annahme wieder seltsam mit anderen Thatsachen contrastiren, so mit dem Umstande, daß die Burgwälle eben für die Länder charakteristisch sind, die damals von Slaven und nicht von Germanen bewohnt waren.

Jedenfalls dürfte sich folgendes aber sicher behaupten lassen auf Grund unserer Burgwälle:

1. Der Ursprung nahezu aller unserer Burgwälle ist viel älter als die sogenannte slavische Periode.

2. Das Zusammenliegen von Steinkistengräbern mit Burgwällen und das Fehlen von Gemeindegräbern bei denselben ist nahezu konstant und steht in irgend einem Zusammenhang.

3. Sind die Steinkistengräber slavisch, so sind die Slaven hier viel länger ansäßig als seit dem 6. Jahrhundert.

4. Sind die Steinkisten vorslavisch (germanisch), so stehen die Burgwälle nahezu alle auf vorslavischer (germanischer) Basis.

Vielleicht ist die Untersuchung der übrigen Burgwälle Pommerns, vorzüglich aber die Vergleichung der Schädel in unseren Steinkisten mit denen der zweifellos slavischen oder germanischen Gräber geeignet, mehr Licht zu bringen.

Soll ich also die Zeit unserer Burgwallperiode präcisiren, so müßte ich dies dahin formuliren, daß ihr Beginn weit vor unserer Zeitrechnung liegt, ihr Ende aber etwa im 12. Jahrhundert, wo sie theils wüst liegen blieben, theils die Stätten für mittelalterliche Burgen und Städte abgaben.

Die Grenzen.

Ueber den Zweck, den man bei Errichtung der Burgwälle im Auge hatte, kann man zweierlei Meinung sein, indem man dieselben für Tempel oder für Grenzburgen halten kann. Daß manche geneigt sind, dieselben vorwiegend für Tempelburgen zu erklären, mag hauptsächlich durch die Nachrichten des Saxo Grammaticus über die Burgwälle von Arkona und Charenz auf Rügen bewirkt worden sein, die allerdings hauptsächlich Tempelburgen waren, wenn auch nicht ausschließlich; die Mehrzahl unserer pommerschen Burgwälle und besonders die Burgwälle des Randowthals sind aber unzweifelhaft Grenzwälle.

Ich kann mich daher auch nicht mit Giesebrecht einverstanden erklären, wenn er den Burgwall am Ahlbecker See zur Tempelburg machen will: „Pfeilspitzen aus Feuerstein", sagt Giesebrecht, „und Splitter von gleicher Masse finden sich in seiner Nähe so reichlich ausgestreut, daß ein aufmerksamer Beobachter dadurch zu der Annahme bestimmt ward, hier sei vor Zeiten eine Werkstätte gewesen, in welcher jene heiligen Steingeräthe gearbeitet wurden. Alles dies scheint den Burgwall am Ahlbecker See eine mehr religiöse als kriegerische Bedeutung zu geben, scheint ihn sonach mit dem Messenthiner, mit Charenz und Arkona in eine Kategorie zu verweisen."

Zunächst scheinen mir die vielen damals vorhandenen sogenannten Pfeilspitzen (heute finden sich nur noch wenige) eben nur anzudeuten, daß dort ein Fabrikationsort war. Heilige Steingeräthe brauchen es durchaus nicht gewesen zu sein. Wir wissen genau, daß mit Steinartefacten schon während der sogenannten Steinzeit ein nicht unbedeutender Handel getrieben wurde nach Orten, wo das Feuersteinmaterial selten war. So erhielten z. B. die Bewohner des Hennegaues das Material für ihre Feuersteinwaffen aus der Champagne, wie sich aus den Thatsachen ergiebt, die dem Anthropologen-Kongreß in Brüssel 1872 vorgelegt wurden[72]).

---

[72]) Herm. Genthe, Etruskischer Tauschhandel nach dem Norden, S. 90.

Aehnliche Fabrikationsorte für Feuersteinwaffen finden sich auch nicht selten in Meklenburg, so z. B. zu Brunshaupten, Klink, Damerow und Jabel. Auch mit den meklenburgischen Fundstellen stimmt die Lage an einem größeren See überein, und Lisch hat beobachtet, daß gerade jene Fundstellen am Kölpin-See liegen, daher ihre Entstehung wohl dem Fischfange verdanken und vielleicht Geräthe desselben sind. Diese Vermuthung ist ohne Zweifel richtig, denn auch nordische Forscher, wie z. B. Nilsson, halten einen großen Theil der Steingeräthe Skandinaviens für Fischereigeräthe. Hätte aber Giesebrecht die Fortsetzung der Burgwalllinie nach Süden gekannt, würde er sicher nicht auf den Gedanken gekommen sein, dem Orte eine religiöse Bedeutung beizulegen. Die Wenden des 11. Jahrhunderts müßten gewaltig fromm gewesen sein, wenn sie in Entfernungen von 1/2 bis 1 1/2 Meilen Tempelstätten gehabt hätten; wozu auch in einer geraden, von Nord nach Süd verlaufenden Linie? Giesebrecht nennt ja sonst die Burgwälle „Landwehr", und gerade hier wird das Sichgegenüberliegen der einzelnen Burgwälle nur den Gedanken an Grenzbefestigungen aufkommen lassen. Ausgeschlossen soll natürlich nicht sein, daß der eine oder andere Burgwall auch einen Tempel gehabt habe; der vornehmste Zweck war aber entschieden die Landesvertheidigung.

Zwischen beiden Burgwalllinien liegt das Randowthal. Ob dieses selbst neutral war, wird sich kaum entscheiden lassen. Die alten Chronisten unterscheiden genau zwischen einer politischen Grenze und zwischen den beiderseitigen Befestigungslinien. Die politische Grenze nennen sie „terminus finium", die Befestigungslinien „limites". So heißt es z. B.: „aut communis statueretur terminus finium, aut quacunque poterit virtute quisque tueretur limites finium suorum" [73]). Da schon 1250 die Grenzen von Pommern und der Mark genau politisch bestimmt werden — usque per medium paludis qui dicitur Randowa —, so möchte man fast an-

[73]) Vita Hluodov. 39. Balt. Stud. XI, S. 155.

nehmen, daß auch schon in älterer Zeit die Mitte des Bruchs die politische Grenze gebildet habe.

Auch die von Kaselow sich nordwestwärts ziehende Burgwalllinie hat vor sich (siehe Karte) ein langgestrecktes Bruchland, und man kann darum auch annehmen, daß das hier vorzugsweise als Grenze benutzte Bruchland neutrales Gebiet war, ähnlich wie zwischen dem Gebiet der Pommern und Polen nördlich der Warthe ein undurchdringlicher Wald die neutrale Zone bildete. Vielleicht haben die Slaven mit den Germanen die Liebhaberei getheilt, von einem öden Grenzstrich umgeben zu sein: sed ut circa ipsos quae iacent vasta sint[74]).

Wenn denn unsere Vermuthung richtig ist, daß die Randowlinie mit ihren auf beiden Seiten liegenden Burgwällen nichts anderes als eine uralte Landesgrenze darstellt, so wird es sich weiter fragen, welche Völker wurden durch dieselbe geschieden? Zur Erörterung dieser Frage halte ich es für zweckmäßig, zuerst einen kurzen Ueberblick über die einzelnen Völker slavischer Nation der südbaltischen Küste auf Grund der vorhandenen Quellen zu geben.

Als Westgrenze der Slaven wird im 9. Jahrhundert der limes Saxoniae bezeichnet, der sächsische Grenzwall im Herzogthum Lauenburg, der von der Elbe über Horchenbic (Hornbeck im Kirchspiel Breitenfelde) zur Swentine bis zu ihrer Mündung in die Ostsee führte. Diese Grenze blieb indessen nicht immer genau dieselbe, da die Slaven später nach Westen vordrangen. Zu Adams von Bremen Zeit (1193) wohnten schon Slaven im Lüneburgischen. Die Elbslaven werden mit keinem gemeinsamen Namen bezeichnet, sondern nur: Winidi, qui in regionibus Saxonum sunt oder: barbari, qui Saxoniam attingunt ꝛc.[75]). Die ganze Nation wird verschieden genannt: Sclaveni (Einhard), Slavi (Anskar, Widukind, Helmold), Vinedae, Windir, Vindur (nordische

---

[74]) Pomponii Melae de situ orbis. Lib. III. cap. III. Germania.

[75]) Wigger, Meklenb. Annalen, S. 103 ff.

Quellen). In deutschen Quellen findet sich Winedi, Winidi, Wenedi.

Weiter östlich, im heutigen Meklenburg, wohnten die Obotriten. Auch ihr Name wird von den alten Schriftstellern sehr verschieden geschrieben: Abodriti (Einhard), Abotriti (Ann. Lauriß), Obodriti (Adam von Bremen), Obotriti (Helmold). Dieselben zerfielen in Wagrier, eigentliche Obotriten, und Warnower, welche wieder in einzelne Stämme, z. B. Polaben, Linonen 2c., sich theilten. Noch weiter östlich wohnten die Wilzen, oder wie sie vom Ende des 10. Jahrhunderts an heißen: Leuticier. Nach Schafarik ist der Name von einem Stammvater Luta oder unmittelbar von der Wurzel lut, ljut: tapfer, wild, abzuleiten. Ein einheitliches Volk waren diese Wilzen oder Leuticier wohl nicht, sondern eine Volksgenossenschaft, die sich aus kleineren Stämmen zusammensetzte, so die Kiziner (bei Kessin, südlich von Rostock wohnend), die Circipaner (an der Peene), die Tolensani (an der Tolense), Redarii (im Land Stargard), Heveller (Brandenburg), Stoderaner, Zemzici, Liezizi (zwischen Stemme, Havel und Elbe), Desseri (Gegend von Wusterhausen, Rheinsberg), Linagga (Lenzen), Raduir, Riezani und Uchri (heutige Uckermark). Weiter nach Osten grenzen die Leuticier mit den Pommern zusammen.

Was nun diese leuticisch-pommersche Grenze betrifft, so ist man darüber verschiedener Meinung. Adam von Bremen berichtet in seiner Chronik, die zwischen 1072 und 1076 verfaßt ist, die Grenze werde durch die Oder gebildet: „ultra Leuticios Oddora flumen occurrit“. Ihm folgt Giesebrecht, der auch die Oder als Grenze annimmt. Ich halte es indessen nicht gerade für nöthig, daß man die Worte Adams als Bezeichnung der Grenze verstehen muß. Könnte Adam nicht im Allgemeinen haben sagen wollen, daß die Oder nicht im Gebiet der Leuticier, sondern jenseits desselben fließe[76])? Oder könnte Adam nicht am Ende die Randow

[76]) Ich spreche selbstverständlich nur von der Gegend nördlich von Garz, für die Gegend südlich von Garz ist Adams Angabe

als zum Gebiet der Oder gehörig, vielleicht als Nebenarm derselben, aufgefaßt haben, was sie ja, wenn auch damals schon versumpft, in Wirklichkeit auch war? Adam hatte ja die Gegend nicht selbst bereist, sondern mußte sich mit den Berichten von Reisenden begnügen.

Jedenfalls sprechen recht gewichtige Gründe gegen die Annahme, daß die Oder die pommersch-leuticische Grenze sei.

Stettin, welches auf dem linken Oderufer liegt, müßte dann also eine leuticische Stadt sein, und doch wird dieselbe stets als eine pommersche Stadt genannt. Schon der Biograph Ottos von Bamberg, Ebbo (II, 18) sagt: „duae praecipuae illic (vorher: in Pomerania) civitates Julin et Stettin“.

Im Jahre 1147 wird Stettin geradezu die Hauptstadt von Pommern genannt. Der Abt Bernhard von Clairvaux hatte den Kreuzzug gegen die heidnischen Pommern gepredigt, der auch auf dem Fürstentag in Frankfurt beschlossen wurde. Bei Schilderung dieses Kreuzzuges heißt es: „Domnus autem Heinricus Moraviensis episcopus pro nomine Christi cruce assumpta, cum plurimis Saxonie episcopis et plurima Saxonum militia ad fidem christianam pro convertendis Pomeranis Pomeraniam adiit. Verum ubi ad metropolim eorum Stetin nomine perveniunt“ [77]).

Auch Garz müßte als leuticische Stadt genommen werden, und doch sagt Herbord (II, 37), daß sie zum Gau Stettin gehöre: „que in confinio posita ad pagum pertinebant Stetinensem“. Auf seiner zweiten Bekehrungsreise

---

jedenfalls richtig; dort wohnte das leuticische Volk der Riaciani in einer Gegend, die von der Oder, dem Müllroser Kanal, der Spree, Welse und Werbelliner Heide eingeschlossen ist. Die Ostgrenze dieses Volkes bildete allerdings die Oder gegen die Pommern. An der Welse stieß also das Gebiet der Riacini, Uchri und Pommern an einander, und es ist nicht uninteressant, daß an dieser Stelle ein Vorwerk liegt, welches noch heute „Wendemark“ heißt.

[77]) Vincentii Pragensis Annales ad a. 1147 in Pertz Mon. Germ. Scr. XVII, S. 663. Klempin, Urkundenbuch I, S. 16.

nach Pommern (1128), bei welcher Bischof Otto auch nach Demmin kommt, wird diese Stadt eine pommersche genannt: „usque Diminam, civitatem Pommoraniae, transportavit“ (Herbord). Und schon 1153 bestimmen die Pommernherzöge über die Peenegegend und Grozwin, sie hatten eben in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ihre Machtsphäre schon weit nach Westen vorgeschoben. Daß dies nicht auf friedlichem Wege geschehen, ist sehr wahrscheinlich, und Giesebrecht hat gewiß Recht, wenn er meint, daß der Abodritenfürst Heinrich seine Herrschaft gewiß nicht friedlich über Leuticier und Pommern bis an die polnische Grenze ausgedehnt habe, so wenig wie Wartislav, der Pommernherzog, sein Herzogthum bis zur Peene und Persante auf beiden Ufern der Oder.

Auch der Name der Uchrer ist nur zu verstehen, wenn man die Randowlinie als Grenze der Leuticier und Pommern annimmt. Die Uchri, Vucrani, Vucrani heißen die „Grenzer“, (Ukraina das Grenzland); sie waren also die äußerste Völkerschaft der Leuticier, und wo ihr Gebiet zu Ende ist, muß das Land der Pommern begonnen haben. Heute ebenso wie im Jahre 1250 ist die Randow die Grenze zwischen Uckermark und Pommern, und noch heute geht die Grenze, wie in der Urkunde Barnims I.: usque per medium paludis que dicitur Randowa.

Niemals werden Orte auf dem rechten Randowufer als zur prouincia Ucra gehörig bezeichnet, sondern stets in den pagus Stetinensis einbegriffen, während die Orte auf dem linken Randowufer als im Lande Ucra liegend genannt werden.

So wird in einer Urkunde Bischof Konrads I. von Pommern, in welcher er im Jahre 1178 dem Kloster Grobe alle seine damaligen, von den Herzögen Ratibor, Bogislav I. und Kasimir I. verliehenen Besitzungen bestätigt, auch das Dorf Gramzow als zur Uckermark gehörig genannt: „in prouincia quoque Vcra villa Gramsowe cum ecclesia“ [78]).

Ganz dasselbe gilt von Pasewalk und dem Dorfe Zar-

[78]) Hasselbach, Codex Pom. dipl. Nr. 26.

renthin, welch letzteres noch heute, dicht an der Grenze liegend, zur Uckermark gehört. In einer Urkunde von 1216 heißt es: „villam etiam Sarnotino in prouincia Pozdewolk“ [79]), hiernach gehört also Zarrenthin zum Burgbezirk Pasewalk. In der Bestätigung dieser Urkunde Bogislavs II. durch den Bischof Sigwin von Kamin heißt es aber am Ende: „in prouincia Vccre uillam Sarnotino“, es gehörte also Pasewalk, sowohl wie Zarrenthin zur prouincia Vccre, ja Klempin faßt prouincia Pozdewolk in seinem Urkundenbuch I, S. 5, Note, sogar als gleichbedeutend mit provincia Vcre auf.

Zu Gunsten der Annahme, daß nicht die Oder, sondern das Randowthal eine alte Landesgrenze zwischen den Uckrern und Pommern gewesen sei, spricht auch die, im Vergleich zu denen des Oderthals, große Anzahl der Burgwälle. Wir haben im Vorhergehenden gesehen, daß das Randowthal auf beiden Seiten dicht mit Burgwällen besetzt ist, ebenso arm ist aber das Oderthal an Grenzfesten. Wäre die Oder als Grenze der leuticischen Uckrer und Pommern aufzufassen, würde sich vermuthlich eine erhebliche Anzahl Burgwälle dort vorfinden; dies ist aber nicht der Fall.

Zwischen Stettin und Garz findet sich meines Wissens kein Burgwall. Auch Giesebrecht, der ja, wie schon bemerkt, im Anschluß an Adam von Bremen die Oder als pommersch-leuticische Grenze auffaßt, kennt auf dieser vier Meilen langen Strecke keinen solchen. Der einzige Burgwall, den er am linken Oderufer noch anführt, liegt zwei Meilen unterhalb Stettins bei Messenthin [80]). Er hält diesen Burgwall aber selbst für keine Grenzfeste, sondern für eine heidnische Tempelburg nach Art von Arkona, und zwar für den Tempel, der von Ebbo, dem Biographen Ottos von Bamberg, S. 97 erwähnt wird: fanum quoddam longius remotum, und von dem er erzählt, er sei von dem Heidenapostel eigenhändig zerstört worden.

Auf Grund der angeführten Momente wird es daher

---

[79]) Codex Pom. dipl. Nr. 106.

[80]) Balt. Studien XI, Heft 2, S. 111.

gestattet sein, den südlichen Theil des Randowthales bis Löcknitz als die Grenze der Ukrer und Pommern, oder als alte pommersch-leuticische Landesgrenze aufzufassen.

Von Löcknitz bis zum Ahlbecker See war es eine andere, ebenfalls leuticische Landschaft, die durch das Randowbruch von Pommern geschieden wurde und zwar die provincia Rochowe, das Land Rochow.

Die erste Erwähnung dieser Landschaft fällt in eine sehr frühe Zeit, in eine Zeit, wo auf Rügen das Heidenthum noch ungestört blühte, vor den Kreuzzug gegen die heidnischen Pommern. In einer vom 16. August 1136 zu Würzburg datirten Urkunde des Kaisers Lothar II., in welcher derselbe bestimmt, daß auf Ansuchen des Pommernapostels Otto von Bamberg an das Bisthum Bamberg der Tribut von vier slavischen Landschaften gezahlt werden solle, heißt es: „tributa quatuor prouinciarum Slavie tradidimus, Crozwine cum Rochowe, Lesane, Meserechs et Situe[81])".

In späterer Zeit, im Jahre 1195, wird in einer Urkunde des Papstes Cölestin III. dem Kloster Usedom neben anderen Rechten und Besitzungen das Dorf Sosniche, im Lande Rochow liegend, bestätigt. Es heißt dort: „item in prouincia Rochow uillam Sosniche cum ecclesia et taberna"[82]). Aus späteren Urkunden geht aber hervor, daß das Dorf Sosniche (Saßnitz) in der Nähe von Altwarp am Haff liegen muß.

Die Lage der provincia Rochowe wird aber besonders deutlich aus einer Urkunde des Jahres 1216. In dieser Urkunde schenken die Herzöge Bogislav II. und Kasimir II. dem Kloster Grobe das Dorf Eggesin im Lande Rochow mit einer Reihe von Waldungen, aus deren Verfolgung man die Lage der ganzen Landschaft ermitteln kann. Die Stelle der Urkunde lautet:

---

[81]) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., S. 32. Klempin, Pomm. Urkundenbuch, S. 10.

[82]) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., S. 73. Klempin, Pomm. Urkundenbuch, S. 96.

„ecclesie Grobensi in suburbio Vznomiensi .... villam ... Gizyn in prouincia Rochov cum fluuio Klestniza toto et stangno Klestno, de cujus fine aquilonali vallis protensa usque Vccram fluuium versus villam Rochov terminum facit, fluuius etiam Lochniza vsque ad locum, qui dicitur Neklonsiza Mozt, nemus etiam eidem loco adjacens ad orientem et meridiem cum stangno Karpino usque in siluam Komore, et inter duos fluuios Vccram et Locnizam nemus usque Liza Gora, et ab eodem loco videlicet Lopata in descensu Vccre usque ad torrentem, qui dicitur Cemunizam .... donauimus [83])“.

Die Urkunde beginnt mit ihrer Grenzbeschreibung bei Gizyn, dem heutigen Eggesin, geht dann die Randow aufwärts, hierauf quer durch das Land zwischen Randow und Uecker und die Uecker abwärts bis Eggesin wieder zurück. Was den zweiten Namen der Urkunde: fluvius Klestniza et stangnum Klestno betrifft, so ist Kosegarten im Codex diplom. der Meinung, daß derselbe bei dem heutigen v. Eikstedt'schen Gute Koblenz liege. Der fluvius Klestniza soll der Abfluß des Koblenzer Sees sein, das stangnum der See selbst. Offenbar läßt sich Kosegarten dadurch täuschen, daß er den Ort Rochow in der gleichnamigen Landschaft mit dem in der Uckermark, südlich von Zerrenthin, liegenden Dorf Roggow verwechselt.

Ich halte diese Annahme für ganz unmöglich. Zunächst kann man aus dem Gizyn cum fluvio Klestniza schon mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß derselbe in der Nähe von Eggesin liegt und nicht 2½ Meile südlich davon. Außerdem hält der Verfasser der Urkunde einen bestimmten Weg in der Grenzschilderung inne: von Nord nach Süd, dann nach Westen und wieder nach Norden zurück, womit dieser plötzliche Sprung in die Gegend von Koblenz nicht stimmen würde; endlich heißt es in der Urkunde, daß sich von der Nord-

[83]) Hasselbach, Codex Pom. dipl. Nr. 106. Klempin, Urkundenbuch, S. 128.

seite des stangnum Klestno ein breites Thal bis zur Uecker erstrecke und die Grenze des Stadtgebietes von Rochow bilde. Die Stadt Rochow hat aber höchst wahrscheinlich in der Gegend von Hoppenwalde gelegen, wo heute noch eine Rochow'sche Ziegelei sich findet. Auch das Urkundenbuch sucht die Landschaft bei Ueckermünde[84]). Nach meinem Dafürhalten ist der fluvius Klestniza der Abfluß des stangnum Klestno, nämlich der Eggesiner See mit seinem Abfluß in die Randow.

Von hier aus geht es die Lochniza (Randow) aufwärts bis Reklonsiza Mozt (Reklonsizabrücke). Wie sich aus dem Folgenden ergiebt, muß dieselbe in der Gegend oder etwas nördlich von dem heutigen Jägerbrück gelegen haben. Es heißt nämlich weiter, daß von hier aus östlich und südlich ein Wald liege mit einem stangnum Karpinum; dieser Karpinsee liegt nun heute noch da in einem östlich von der Randow befindlichem Walde. Was aber die silva Komore betrifft (Mückenwald von Komor = Mücke), so giebt die Urkunde in Bezug auf die Lage keine Andeutung. Ich glaube, daß die silva Komore nichts anderes ist, als ein an den Karpiner Wald angrenzender Wiesenkomplex, der auf den Generalstabskarten nicht vermerkt, im Volksmunde heute der „Kummert" genannt wird. Derselbe mag ehemals wohl ein sumpfiger Wald gewesen sein, in welchem während der warmen Jahreszeit ein Ueberfluß an Mücken war. Mit dieser silva Komore ist die östlichste Grenze bezeichnet. Geht man noch etwa 2 bis 3 Kilometer weiter östlich, so kommt man an den Ahlbecker See mit seinem Burgwall, von dem ich annehme, daß derselbe auf dem Gebiet der Pommern steht.

Von Jägerbrück aus geht die Grenze nach der Urkunde quer über den zwischen Uecker und Randow liegenden Wald nach der Uecker und wird dort ein Ort liza gora genannt. Zu übersetzen wäre der Name entweder mit Fuchsberg (von dem polnischen lis = Fuchs) oder mit Kahle-Berg (von lysy = kahl). Ein Anklang an den Namen findet sich in

---

[84]) Vergl. Dr. Prümers, Register zum Urkundenbuch I, S. 620.

dortiger Gegend nicht mehr [85]). Jedenfalls lag der Ort in der Nähe von **Lopata**. In dem Dorfe **Liepe**, welches noch heute in der dortigen Gegend liegt, könnte man einen Anklang sehen, wenn nicht lopata im Polnischen und Böhmischen Schaufel hieße, **lipa** hingegen die Linde, wovon vermuthlich doch auch das Dorf Liepe abzuleiten sein wird. Von hier aus läuft die Grenze die Uecker abwärts (in descensu Vccre) bis zu dem Bache Cemuniza, ein Name, der offenbar mit dem heute bei Eggesin liegenden Dorfe **Gumnitz** zusammenhängt. Wir wären somit wieder da angekommen, von wo die Grenzschilderung ausging.

Nach Norden erstreckte sich die provincia Rochowe also bis an das **Haff** und den **Neuwarper** See. Die Ostgrenze bildet der „**Kummert**". Die in derselben Urkunde an späterer Stelle genannten Orte Pozdewolk und Sarnotino (Pasewalk und Zerrenthin) gehören aber, wie wir bestimmt wissen, schon zur terra Uckera. Die Grenze der terra Rochowe muß also südlich von Liepe und nördlich von Pasewalk und Zerrenthin gelegen haben. Von der Gegend von Löcknitz aus erstreckt sich eine Ausbuchtung des Randowbruches in nordwestlicher Richtung zur Uecker; **nördlich** von diesem Bruchland liegen die Dörfer Koblenz, Krugsdorf, Liepe, **südlich** hingegen Rossow, Zerrenthin, Pasewalk. Jenseits (westlich) der Uecker erstreckt sich dasselbe Bruch bis Jatznick und Wilhelmsburg, an die heutige meklenburgische Grenze. Diese Niederung, ehemals Sumpf, **muß** nach meiner Meinung die Grenze der terra Uckera und terra Rochowe gewesen sein, so daß nördlich vom Bruch die terra Rochowe, südlich davon die terra Uckera lag. Die Grenzen der drei Territorien, durch Bruchland gebildet, nähern sich also bei Löcknitz, woraus sich auch das Zusammenliegen der Burgwälle bei dem genannten Orte erklärt.

Nimmt man diese Grenzen als richtig an, so ergiebt sich auch eine sehr natürliche Erklärung für die Burgwallinie:

---

[85]) Ein Ort **Lizegöreke** liegt etwa zwei Meilen von Freienwalde in der Mark, offenbar ebenfalls aus Liza gora entstanden.

Kaselow, Pasewalk, Stolzenburg, Rothemühl; diese Burgwälle waren eben die nördlichen Grenzfesten der terra Uckera gegen die terra Rochowe, ebenso wie der Burgwall am Ahlbecker See und der Burgwall von Klempenow die westlichen Grenzfesten der Pommern gegen dieselbe Landschaft waren. Die beiden Torgelow hingegen und das schon sehr früh (1178) urkundlich als Burgstätte erwähnte Ueckermünde würden die Burgwälle der kleinen Landschaft Rochow gewesen sein.

Nachdem die Grenze der Landschaft Rochow gegen Pommern festgestellt ist, wird in weiterem zu ermitteln sein, welcher Nationalität die Bewohner derselben angehören. Sind dieselben ebenso wie die Vccri Leuticier, so ist die Burgwalllinie an der Randow wirklich die alte pommersch-leuticische Grenzlinie, wie es schon für den südlichen Theil derselben bewiesen ist.

Die terra Rochowe wird in der schon citirten Urkunde des Kaisers Lothar II. vom Jahre 1136 in Verbindung mit dem Lande Grozwin genannt: „Crozwine cum Rochowe". Ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß die kleine Landschaft schon früh ihre Selbstständigkeit verloren hatte und mit dem Lande Groswin verschmolzen war. Die Landschaft Groswin lag am südlichen Ufer der Peene von Stolp nach Anklam bis zum Ausfluß der Peene. Sie hatte ihren Namen von der Burg Groswin, von welcher Daniel Cramer im pommerschen Kirchenchronicon vom Jahre 1628 II, cap. 3 sagt: „Grosswin aber ist jetzt ein Wall nicht weit von Ancklam vber die Landfehre nach der Stolp werts gelegen, vnd sol auff dem Ancklamischen Felde noch Heut zu Tag ein Weg sein, der die Grosswinische Strasse oder Weg genennet wird, da zuvor eine Stadt Grosswin gelegen gewesen, welche etwan Anno 1183 vom König auss Dennemarck verstört, vnd das Land sehr verheert worden ist" [86])

Nach Adam von Bremen ist aber die Gegend südlich von der Peene unzweifelhaft von Leuticiern bewohnt, denn

---

[86]) Hasselbach, Cod. Pom. dipl., S. 33.

er sagt: „inde (von der Peene an) Wilzi et Leuticii sedes habent". Allerdings begeht er den Fehler, daß er dieselben bis zur Oder wohnen läßt, was nur theilweise richtig ist. Auch Saxo läßt diese Gegend von Leuticiern bewohnt sein: Er erzählt (XIV 807), daß König Waldemar von Dänemark 1166, weil die Wolgaster ihn erzürnt haben, in Oströzno (Wusterhausen) gelandet und gegen die Leuticier gezogen sei [87]. Helmold berichtet ferner (I, 62), daß die Sachsen 1147 ad gentem Slavorum, Obotritos scilicet et Luticios gezogen seien. Das eine Heer sei gegen die Obotritenfeste Dubin, das andere vor Demmin gezogen; also wird diese Feste indirekt als Leuticierfeste bezeichnet [88]. Im Widerspruch hiermit steht die Darstellung Herbords, des Biographen Ottos, der Demmin eine pommersche Stadt nennt: „imponens ibi per terram Leuticiae usque Timinam, civitatem Pommoraniae, transportavit". Dieser Widerspruch ist meines Erachtens aber nur ein scheinbarer; Adam von Bremen betonte ebenso wie Saxo Grammaticus mehr die Abstammung und Nationalität, der Biograph Ottos mehr den damaligen politischen Besitzstand. Seit den Tagen Adams von Bremen waren über 60 Jahre verflossen; die Herzöge von Pommern hatten ihre Herrschaft weit nach Westen über die Grenzen des in politischer Beziehung ohnmächtig gewordenen leuticischen Völkerbundes ausgedehnt. So wird im Jahre 1155 Herzog Wartislav, der Pommernherzog, der den Bischof Otto von Bamberg bei seiner Ankunft in Pommern empfangen (1124), aber später (1134) ermordet worden war, dux Leuticie genannt, sein Bruder Ratibor dux Slavorum et Leutitiorum [89].

Man hat daher allen Grund, die Landschaft Grozwin und die schon früh mit ihr verbundene kleine Landschaft Rochow für ursprünglich leuticisches Gebiet anzusehen und somit auch den nördlichen Theil der Randowlinie für die leuticisch-pommersche Landscheide zu halten.

[87] Wigger, Meklenburgische Annalen. S. 115.
[88] Wigger, Ebenda.
[89] Klempin, Urkundenbuch I, S. 22.

Bei der Aufzählung der Burgwälle Pommerns gegen die terra Rochowe habe ich nur den Burgwall von Ahlbeck und von Rothenklempenow genannt. Beide Burgwälle liegen etwa 1½ Meile auseinander. Diese für unsere Burgwalllinie relativ große Entfernung könnte vielleicht auffallend erscheinen, indessen ist zu bedenken, daß gerade an dieser Stelle der Randowbruch eine bedeutende Breite hat. Hier liegen die sogenannten „Borken", die selbst heutigen Tages nur im harten Winter mit Fuhrwerk zu passiren sind. Die Entfernung beider Bruchufer mag an dieser Stelle immerhin 4—5 Kilometer betragen. Der Bruch bot also selbst genügenden natürlichen Schutz. Bemerken will ich aber noch, daß in einer Urkunde vom Jahre 1280 ein Vlricus de Stoltenborgh als Zeuge erwähnt wird. Schloß und Gut Stolzenburg[90]) liegen gerade in der angegebenen Lücke, etwa eine halbe Meile weiter östlich; es wäre nicht unmöglich, daß Stolzenburg einen Burgwall gehabt hätte, der die Lücke deckte; bekannt ist mir aber daselbst keiner.

In einer Arbeit über „die Urgeschichte der Pomoranen"[91]) kommt Quandt, ohne Beweise anzugeben und ohne die Burgwälle des Randowthals zu kennen, zu der Ueberzeugung, daß die Randow die Grenze der Leuticier und Pommern sei. Er legt freilich im nördlichen Theile des Thales die Grenze zu weit östlich, auf ein Gebiet, das nach meinem Dafürhalten schon dem Lande der Pommern angehört. Nach Quandts Auffassung würde die Grenze bei dem sogenannten „Barnimskreuz" an den Kammerbergen vorbei gehen. Zu diesem Irrthum wird er durch einen doppelten Fehler verleitet. Erstens nimmt er auf den Ahlbecker Burgwall gar keine Rücksicht, der doch als Grenzmarke Berücksichtigung verdient, und den schon 23 Jahre vorher Giesebrecht erwähnt hatte. Zweitens wird er getäuscht durch die silva Komore. Quandt hält die silva Komore für die Kammerberge, die südöstlich von

---

[90]) Nicht zu verwechseln mit Stolzenburg bei Pasewalk, wo ein schöner Burgwall, wie erwähnt, liegt.

[91]) Balt. Studien XXII, S. 123, Note 12.

dem Ahlbecker Burgwall liegen, da er den „Kummert" nicht kennt. Daß die Kammerberge die silva Komore nicht sein können, sondern der „Kummert", geht aber aus der Urkunde deutlich hervor, denn die silva Komore schließt sich direkt an das nemus mit dem stangnum Karpinum an (usque in silvam Komore) und kann also kaum eine Meile weiter östlich davon liegen.

Es erscheint mir übrigens der Erwähnung werth, daß die geschilderten alten Landesgrenzen eigentlich heute noch Grenzen sind und zwar im Großen und Ganzen die Kreisgrenzen, nämlich des Randower, Prenzlauer und Ueckermünder Kreises.

Die civitas Schinesghe.

In einem päpstlichen Güterverzeichniß, das unmittelbar nach Gregor VII. abgefaßt wurde, und welches die Besitzungen des römischen Stuhles enthält, findet sich eine Stelle, die eine „civitas Schinesghe" aufführt, als der römischen Kirche durch Geschenk zugefallenes Gut.

Eine sehr frühe Abschrift dieses Verzeichnisses enthält der Codex Nr. 3833 der vatikanischen Bibliothek, der nach W. v. Giesebrechts Ansicht noch unter Paschalis II. angefertigt wurde[92]). In diesem Güterverzeichniß wird berichtet, daß ein gewisser Dagome und seine Gattin Ote nebst deren Söhnen Misika et Lambertus dem Papst Johann XV. (986—996) ein Land Schinesghe zum Geschenk gemacht hätten, dessen Grenzen näher beschrieben werden. Die Urkunde lautet:

„Item in alio tomo sub Johanne XV. Papa Dagome iudex et Ote senatrix et filii eorum Misica et Lambertus — [nescio cujus gentis homines, puto autem Sardos fuisse, quoniam ipsi a IV. iudicibus reguntur] — leguntur beato Petro contulisse unam civitatem in integro que vocatur Schinesghe [de provincia Polanorum] cum omnibus suis pertinentiis infra hos affines, sicuti incipit a primo latere longum mare fine Pruzze

---

92) Dr. Wilhelm Giesebrecht, Römische Mittheilungen zur Geschichte des Wendenlandes. Balt. Stud. XI, S. 1.

usque in locum qui dicitur Russe et fines Russe extendente usque in Craccoa et ab ipsa Craccoa usque in flumen Oddere recte in locum qui dicitur Alemure et ab ipsa Alemura usque in terram Milze recte intra Oddere et exinde ducente juxta flumen Oddere usque in predictam civitatem Schinesghe“[93]).

Die eingeklammerten Stellen sind Einschiebsel der Abschreiber, von denen der eine keine Ahnung hatte, wo er Schinesghe suchen soll, aber vermuthet, es möge in Sardinien liegen (nescio cujus gentis homines etc.), da die Sardinier von vier Richtern regiert wurden; der andere, Albinus, hingegen schon richtiger vermuthet (de provincia Polanorum).

Ludwig Giesebrecht hat in seinen wendischen Geschichten (I., S. 233) schon seine Vermuthung dahin ausgesprochen, daß Schinesghe nichts anderes sei als das Land Pommern und Polen. Die Grenze beginnt am Meere, geht die Küste entlang über Preußen (Pruzze) bis nach Rußland, darauf längs dieses Landes bis Krakau, von hier nach Alemura (vielleicht an der mährischen Grenze), hierauf zum Lande Milza (etwa an der Quelle des Bober), zur Oder zurück und längs derselben bis Schinesghe. Das Gebiet von Schinesghe lag also im Unterlaufe der Oder auf beiden Seiten derselben. Die Personen sind ein vornehmer Stettiner, vielleicht Herr des Burgwards, mit Namen Dagome, der die Ote, die Stiefmutter des Herzogs Boleslav I. Chrobri von Polen, die von letzterem vertrieben worden war, aufnahm und heirathete; Misika und Lambertus sind die Stiefbrüder Boleslavs I., die zugleich mit ihrer Mutter nach Schinesghe gingen. Als Boleslav Chrobri in den Jahren 995—997 ganz Pommern und einen Theil des Leuticierlandes eroberte, mußten seine Verwandten und mit ihnen ihr Beschützer Dagome wieder flüchten und begaben sich vermuthlich nach Rom, wo Dagome sein Recht auf Schinesghe, Ote ihre Erbrechte auf Polen, die für sie keinen rech-

---

[93]) Cod. Pom. dipl., S. 1026. Balt. Studien XI, S. 3. Muratorii Antiquit. Ital. T. V., S. 831. Giesebrecht, Wendische Geschichten I., S. 232. Cod. dipl. major. Polon. (Schinesghe).

ten Werth mehr hatten, dem römischen Stuhle zum Geschenk machten.

Es geht aus dieser Urkunde hervor, daß die Oder nicht bis zur Ostsee die Westgrenze der civitas Schinesghe war, sondern, daß der Fluß in seinem Unterlauf in das Gebiet von Schinesghe eintritt, welches auf seinen beiden Ufern liegen muß.

Ludwig Giesebrecht zufolge kann in dieser Urkunde unter Schinesghe nur Stettin verstanden werden. Auch Quandt ist in den Nachträgen zum Codex Pom. diplom. Hasselbach S. 1027 derselben Meinung. Er führt aus, daß die Westgrenze der civitas Schinesghe nicht bis ans Meer von der Oder gebildet worden sein könne, sondern daß auch auf dem linken Oderufer Gebiet von Schinesghe gewesen sein müsse. Diese Westgrenze könne aber nur durch die Welse, Randow und den Wald zwischen Ueckermünde und Jasenitz gebildet worden sein.

Selbst Wilhelm v. Giesebrecht scheint die Ansicht seines Oheims für wahrscheinlich zu halten, denn er bemerkt: „Daß jene Schenkung nie in Kraft getreten ist, bedarf kaum eines Beweises; aber auffallend bleibt doch, daß man hundert Jahre nach derselben über den Gegenstand in Rom so im Unklaren war, daß man auf einer Insel des mittelländischen Meeres suchte, was auf dem Festlande an den Gestaden der Ostsee lag.“ (Balt. Stud. XI, S. 4.)

Da nach meiner Untersuchung genau an der Stelle, wo man die Westgrenze der Landschaft Schinesghe vermuthete, sich wirklich eine alte Landesgrenze findet, nämlich die pommersch-leuticische an der Randow, so würde man hierin wohl eine Stütze für die Ansicht Giesebrechts und Quandts sehen können. Andererseits würde, sofern man der Urkunde einigen Werth einräumt, aus ihr indirekt zu entnehmen sein, daß auch auf das linke Oderufer das pommersche Gebiet sich erstreckte, und die Randowlinie mit ihren Burgwällen und nicht die Oder als leuticisch-pommersche Grenzscheide aufzufassen ist.

Allerdings ist von Seiten des polnischen Gelehrten Bie-

lowsky[94]) Schinesghe auf Gnesen gedeutet worden, eine Deutung, der sich auch Dr. M. Perlbach in seinen preußischen Regesten anschließt, und die wohl die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat.

---

[94]) Monumenta Poloniae historica I., S. 149.

Erklärung der Abbildungen.

Karte I.

Diese Karte soll zur Orientirung über die Lage der Burgwälle dienen und zugleich die durch dieselbe markirten Grenzen geben.

Karte II.

Die blau angelegten Stellen zeigen torfigen Untergrund und waren ehemals von Wasser bedeckt, die gelb angelegten waren nie von Wasser bedeckt; man gewinnt aus der Karte also ein Bild der ehemaligen Vertheilung von Wasser und Land. Ferner zeigt die Karte die Lage der kleinen flachen Hügelgräber mit Steinkisten in der Umgebung der Burgwälle aus der Gegend von Löcknitz.

Tafel I.

Figur 1. Horn vom Rind (Burgwall von Lebehn).
„ 2. Horn von der Ziege (ebendaher).
„ 3. Schleifstein (ebendaher).
„ 4. Horn vom Rind (ebendaher).
„ 5. Horn von ? (ebendaher).

Tafel II.

Figur 1. Pfriemen von Knochen (Burgwall von Lebehn).
„ 2. Glättestein von Quarz (ebendaher).
„ 3. Feuersteinmesserchen (ebendaher).
„ 4. Pfriemen von Knochen (ebendaher).

Figur 5. Gefäß von Thon (Burgwall von Lebehn).
„ 6. Pfriemen von Rehgehörn (ebendaher).
„ 7. Thonperle (ebendaher).
„ 8. Eisenhenkel (Burgwall von Wolschow).

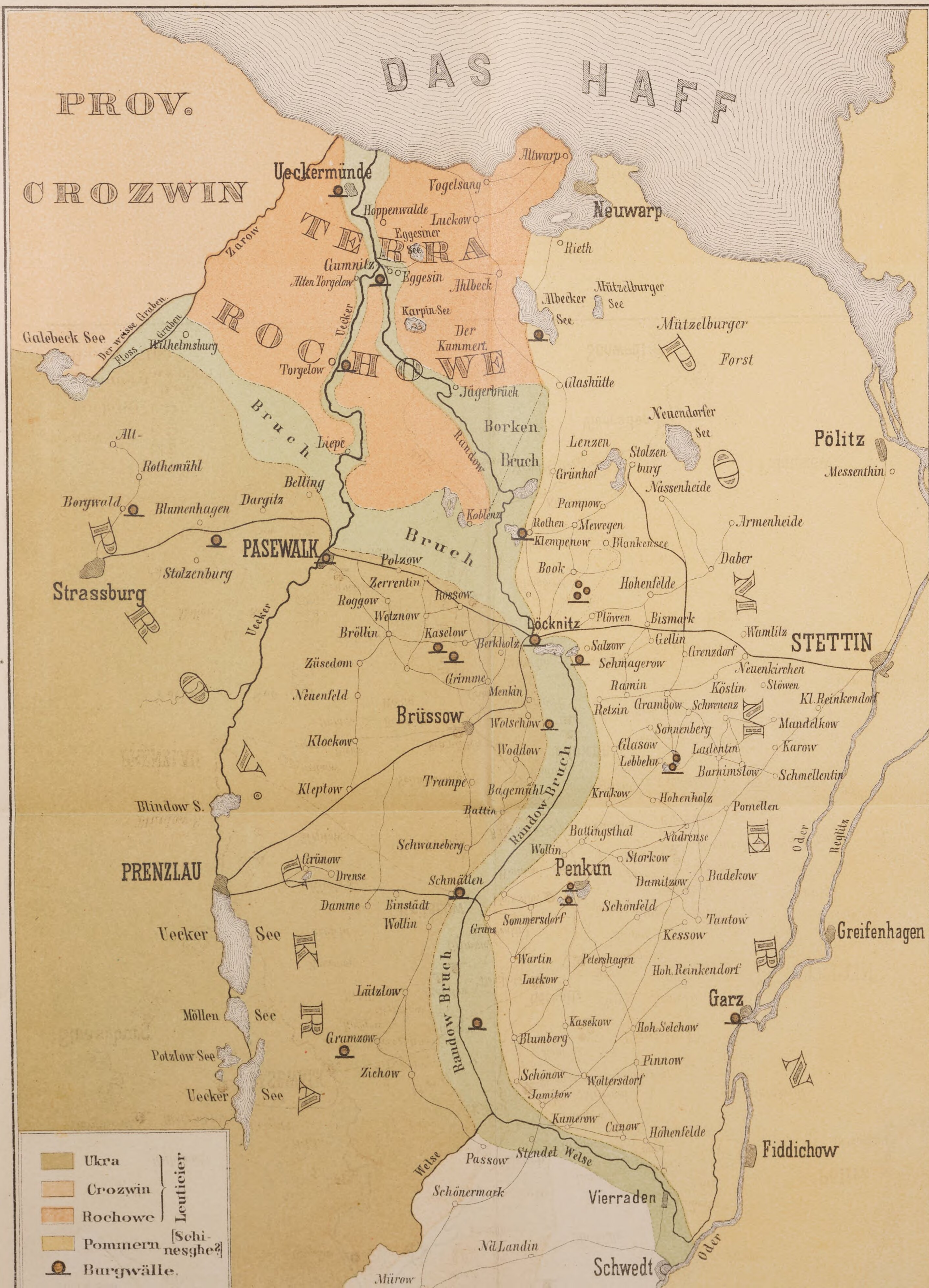
Tafel III und folgende.

Muster der Ornamentik unserer Burgwallgefäße.

1. Punktornament: Scherben 1—9.
2. Strichornament: Scherben 10—15.
3. Horizontalringe: Scherben 16—19.
4. Spitzbogen: Scherbe 20.
5. Rundbogen: Scherbe 21 und 22.
6. Wellenornament: Scherben 23—27.

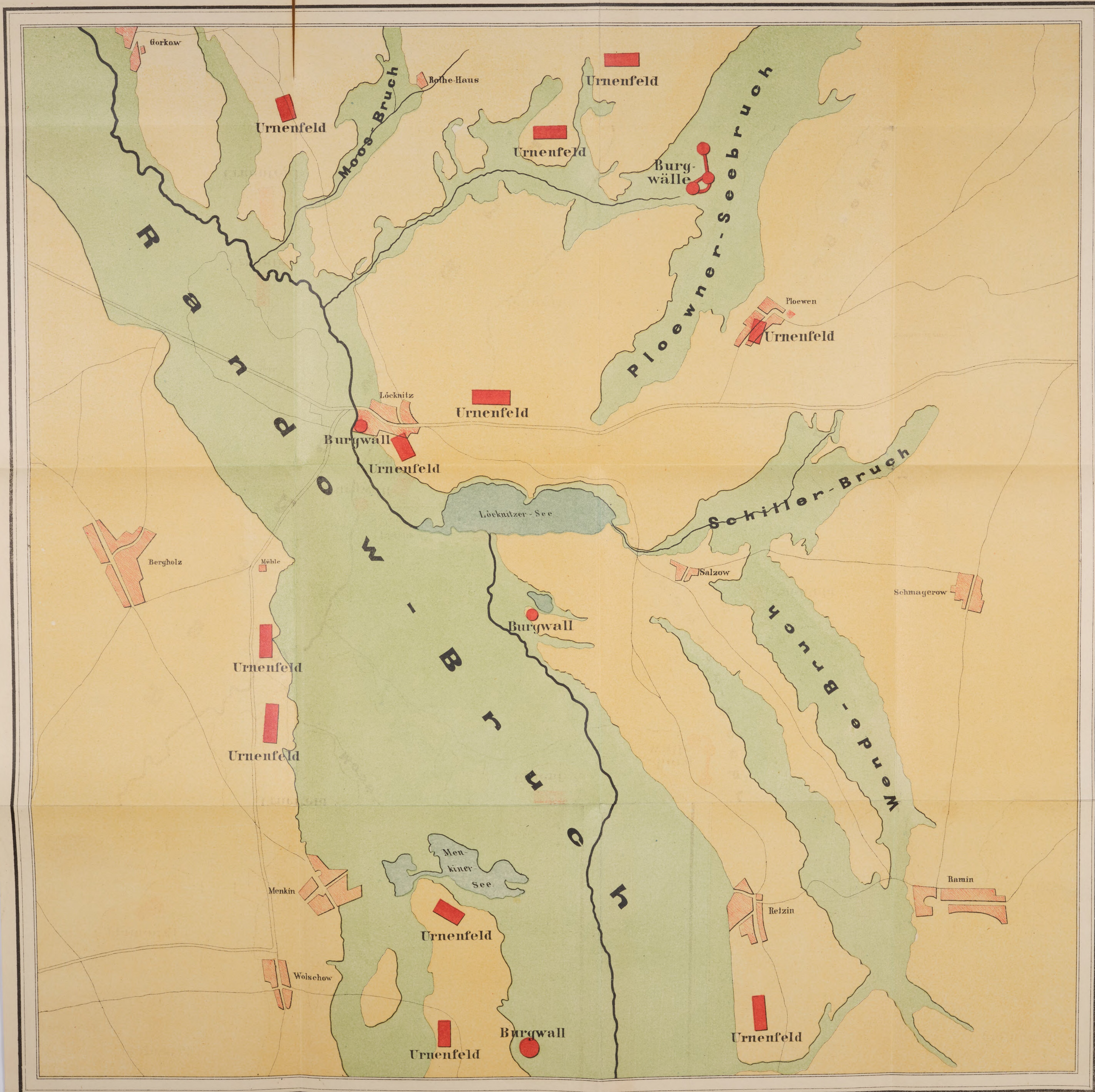
Den Herren, die so gütig waren, mich bei meiner Arbeit zu unterstützen, insbesondere Herrn Maurermeister Schröder in Löcknitz für seine Beihülfe bei den Zeichnungen, meinen verbindlichsten Dank.

Karte I.



Hof Lith. A. Hochstetter, Stettin.

Karte II.



Hof-Lith. A. Hochstetter, Stettin.

Taf. I.



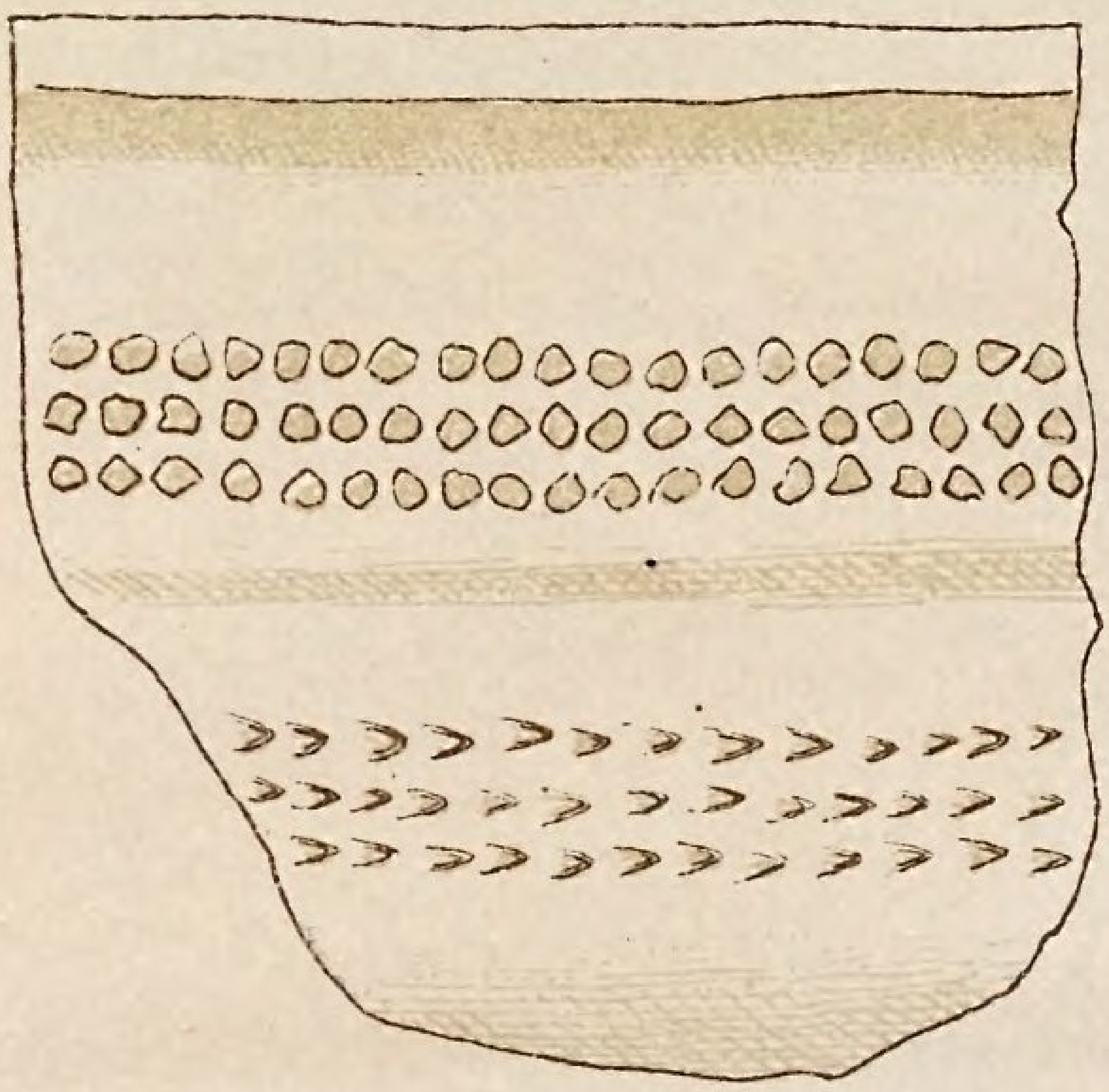
Hof-[illegible], Stettin.

Taf. II.

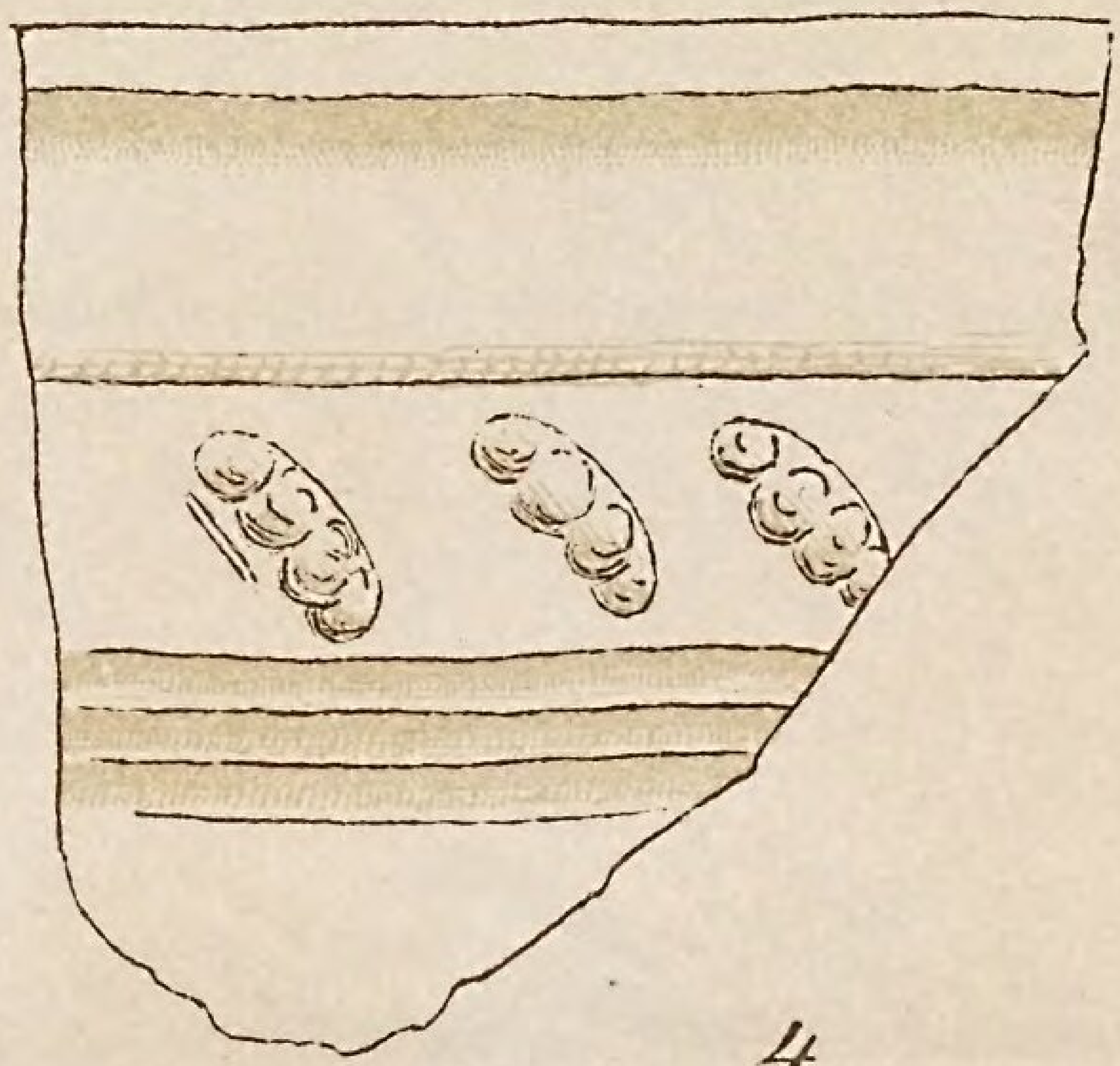


Taf. III.

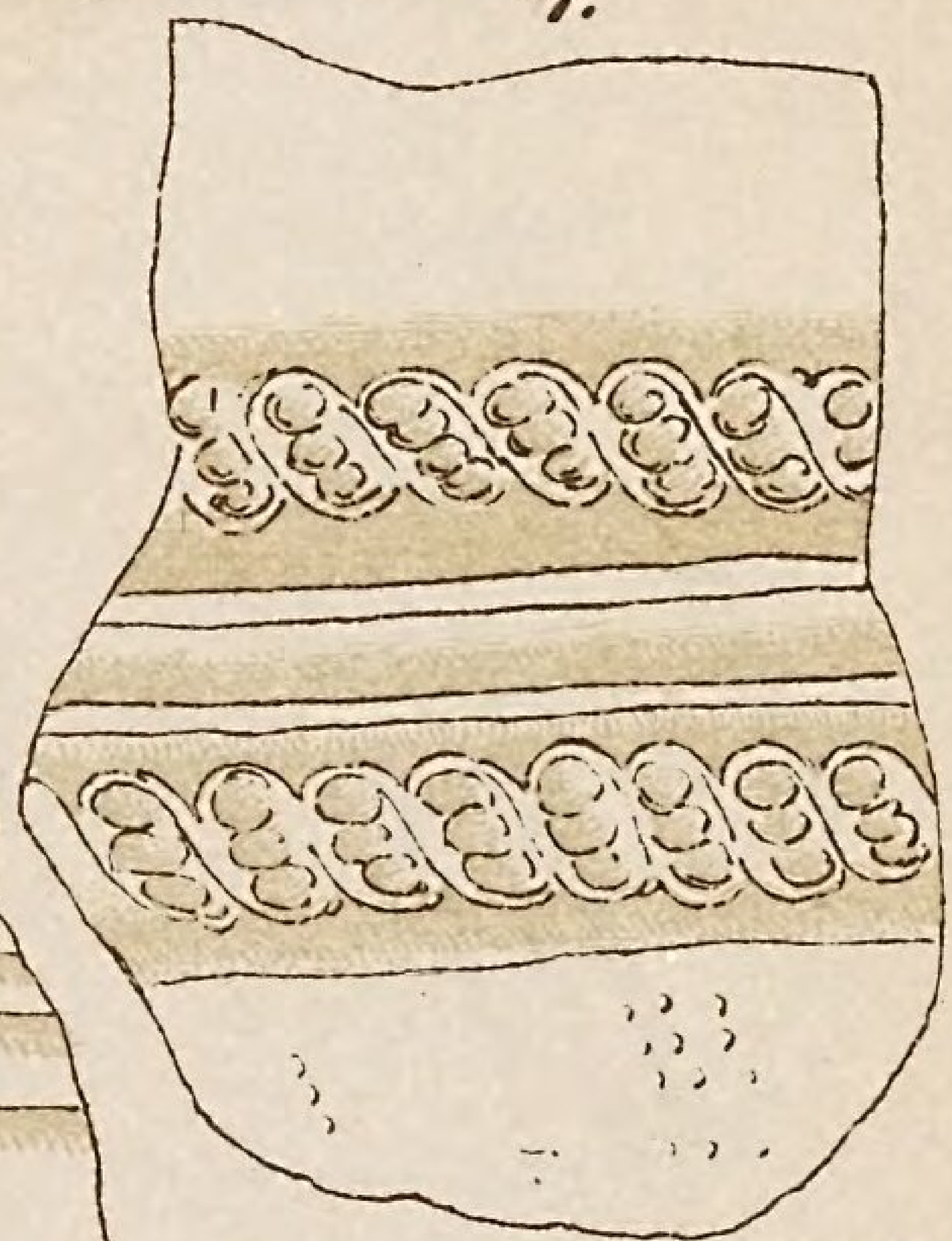
1.



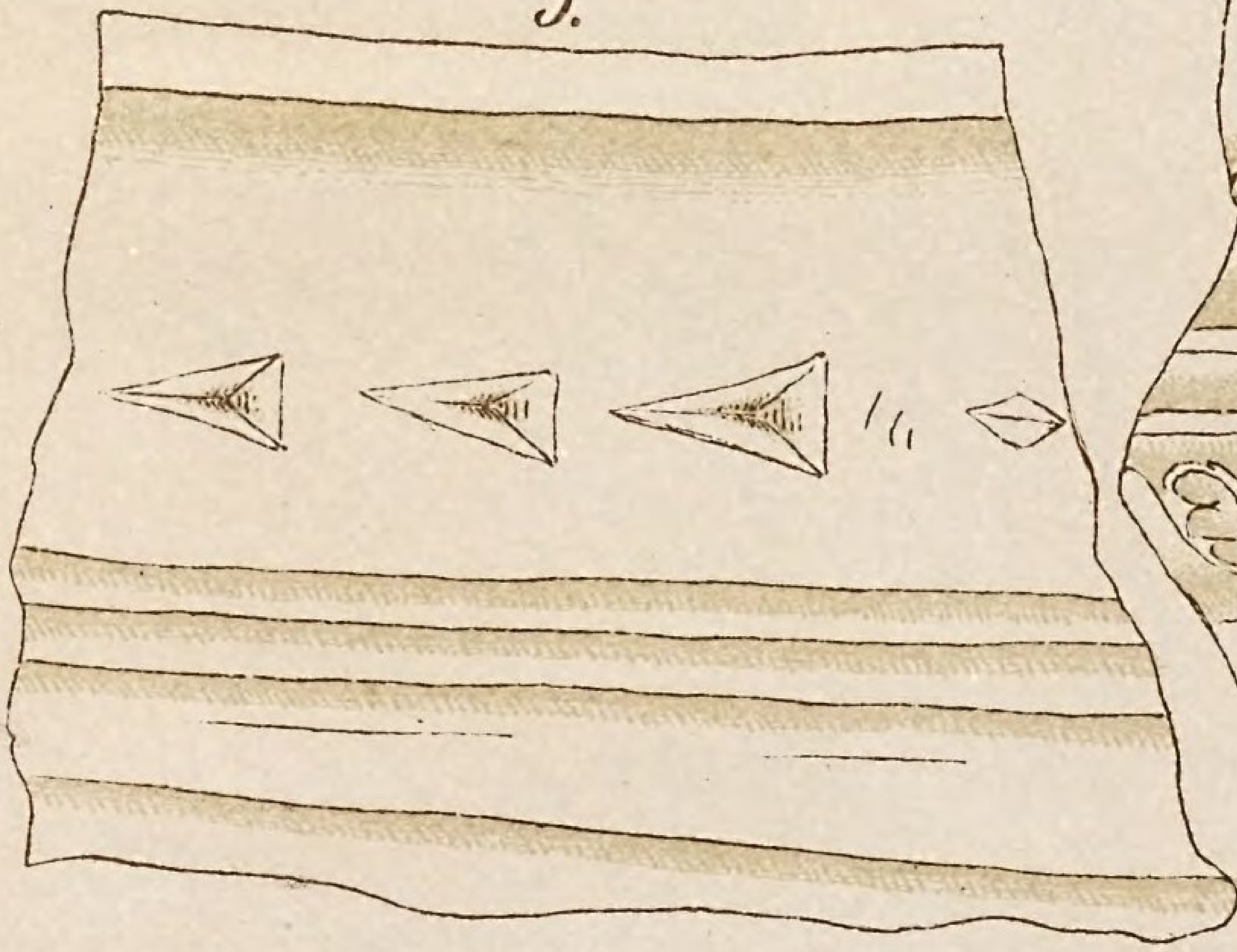
2.



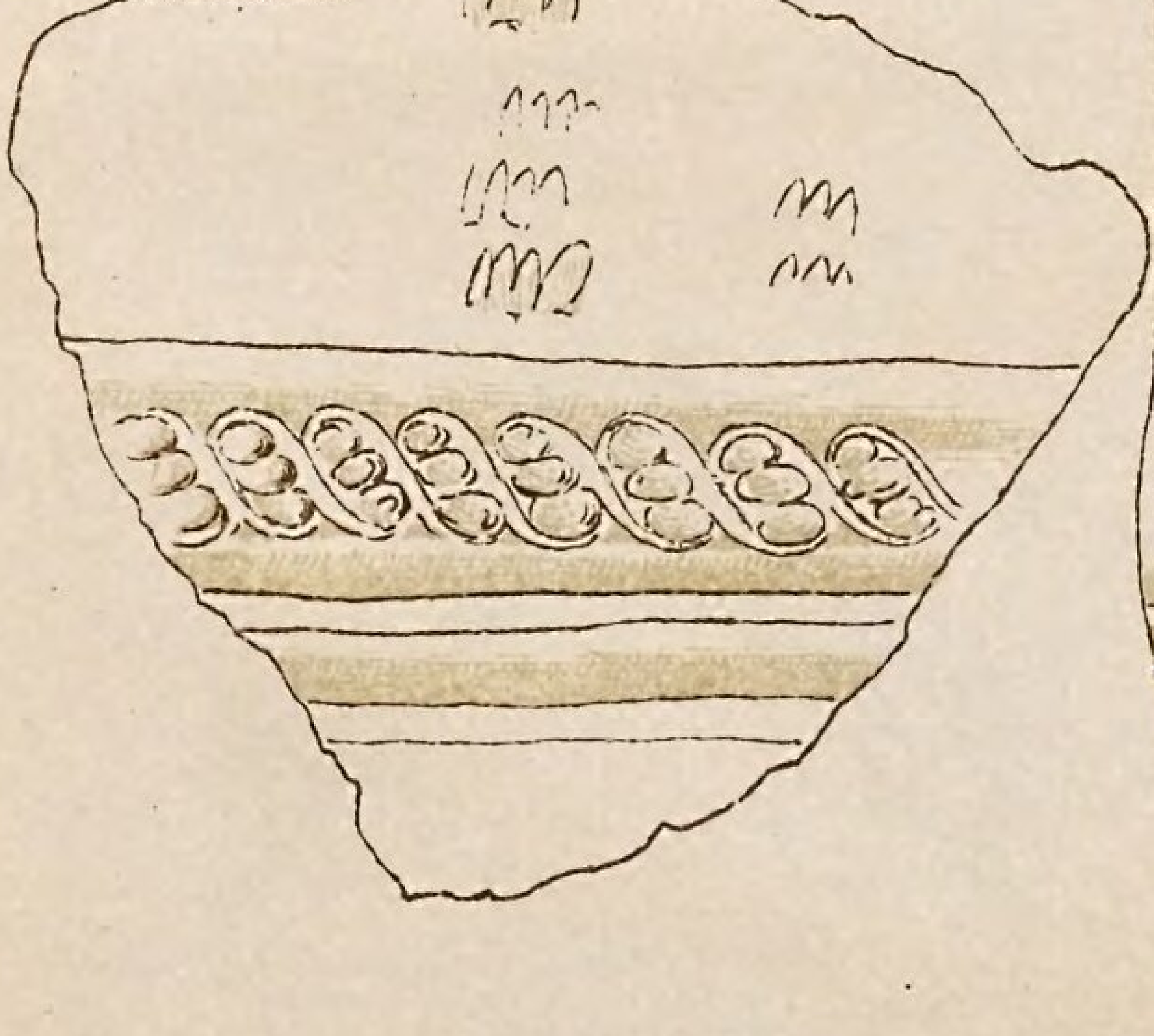
4.



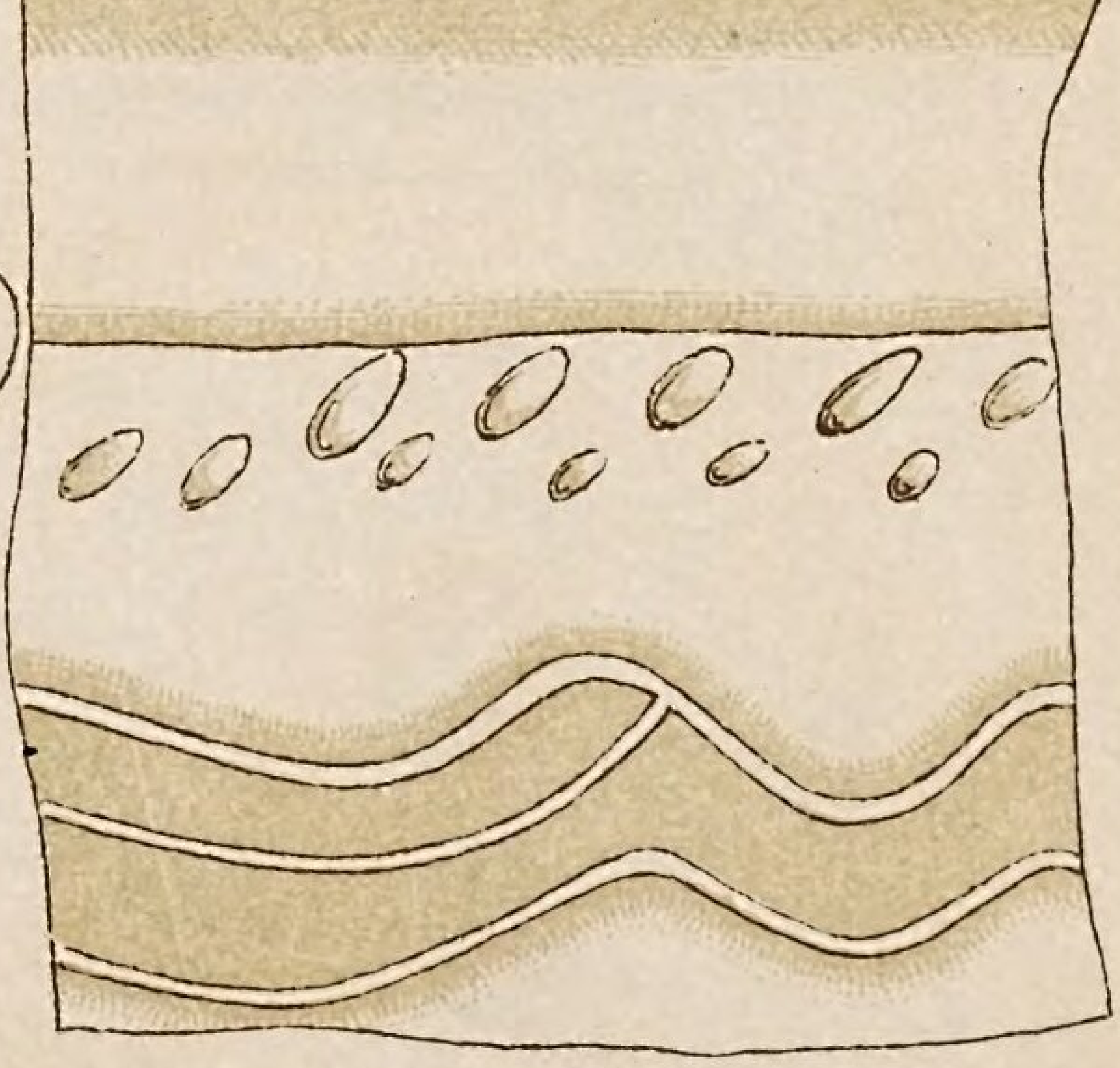
5.



3.

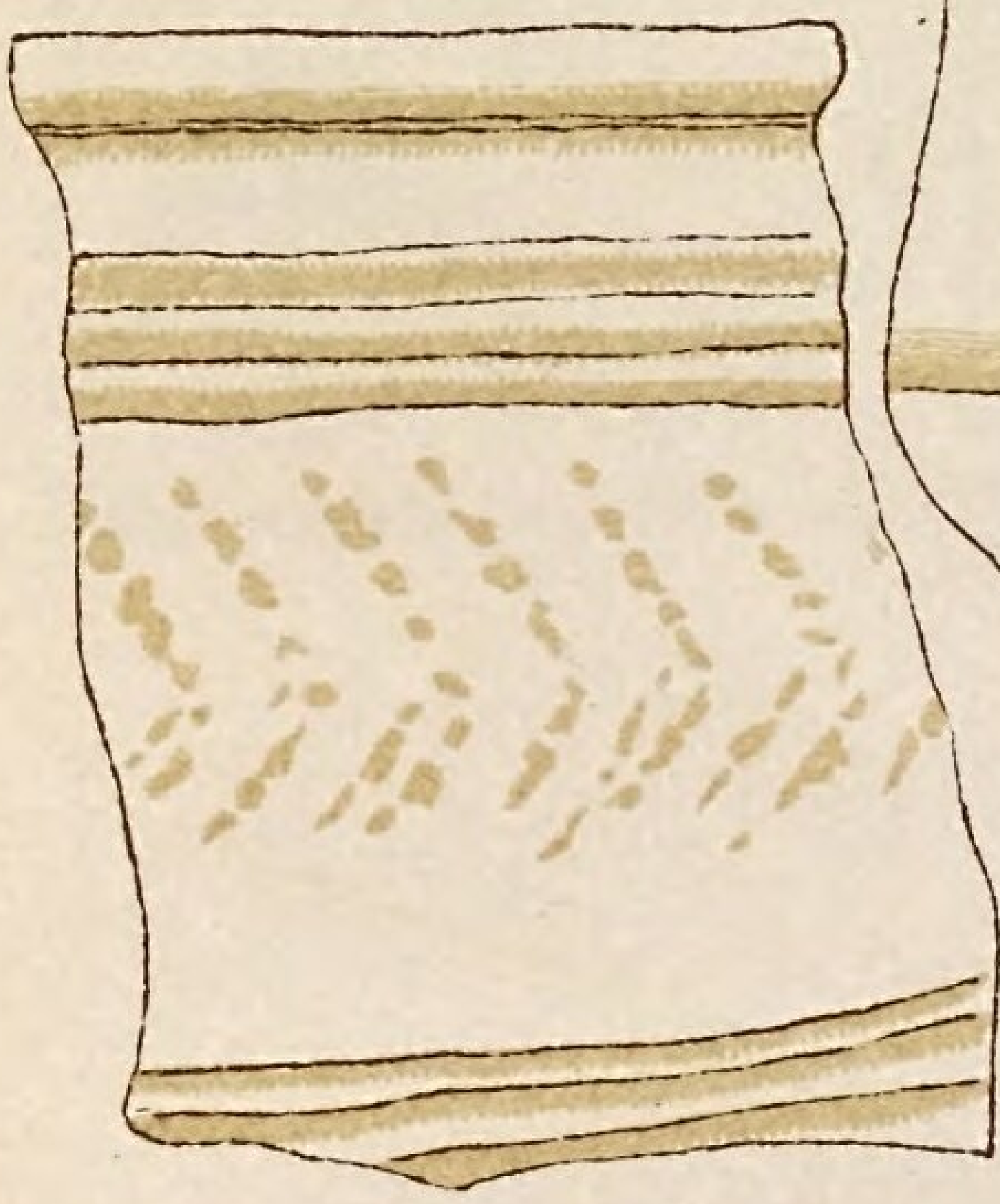


7.

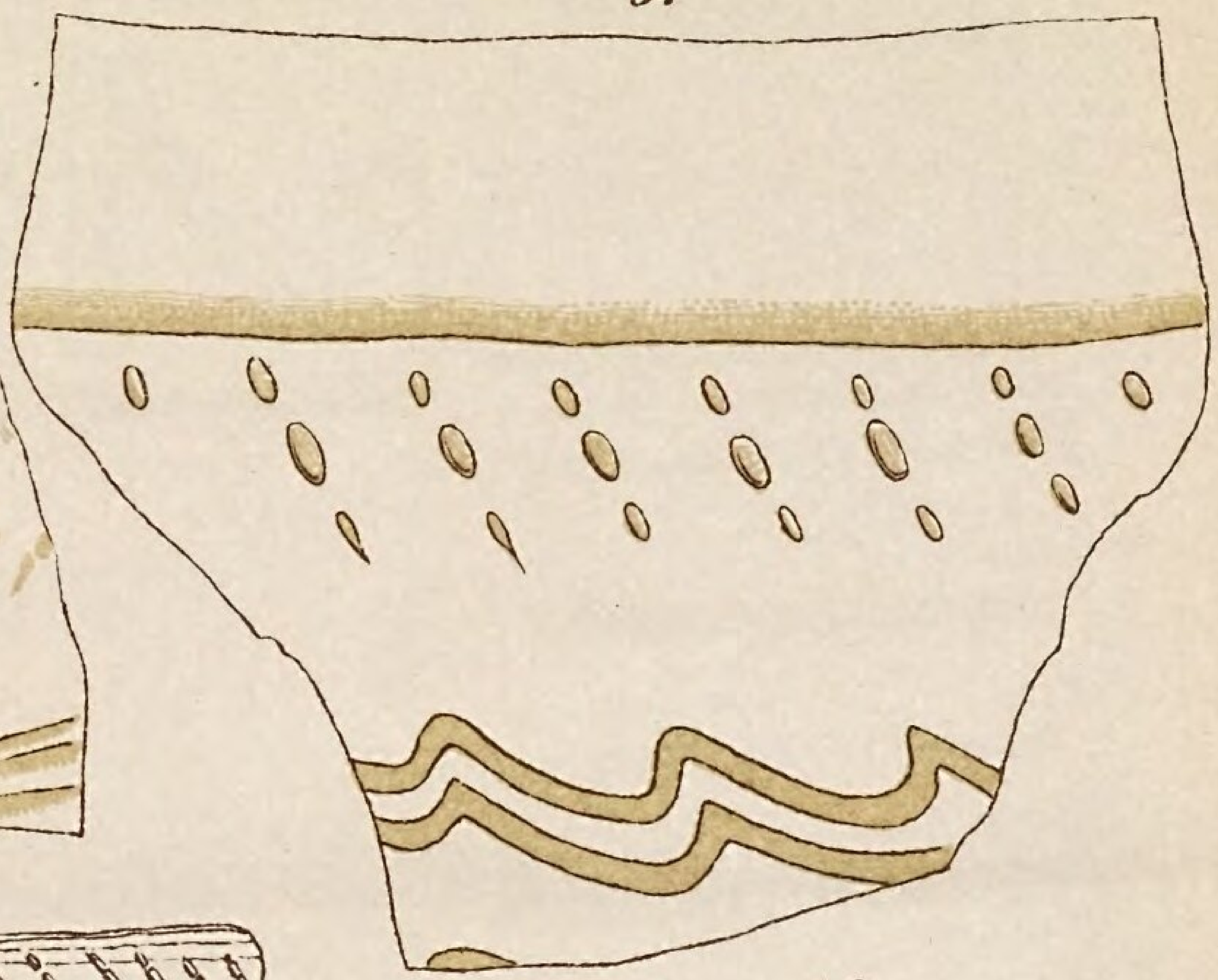


Taf. IV.

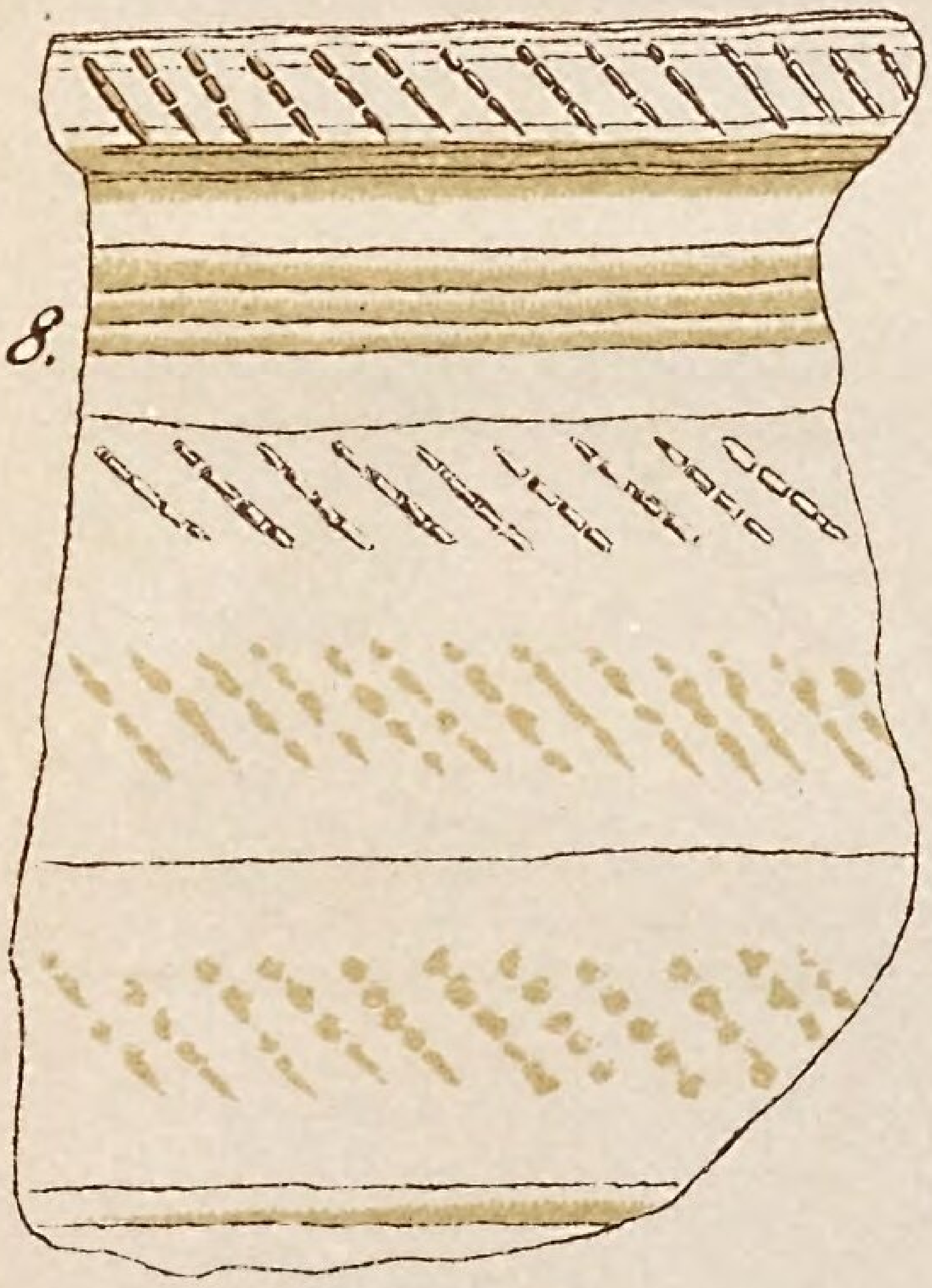
9.



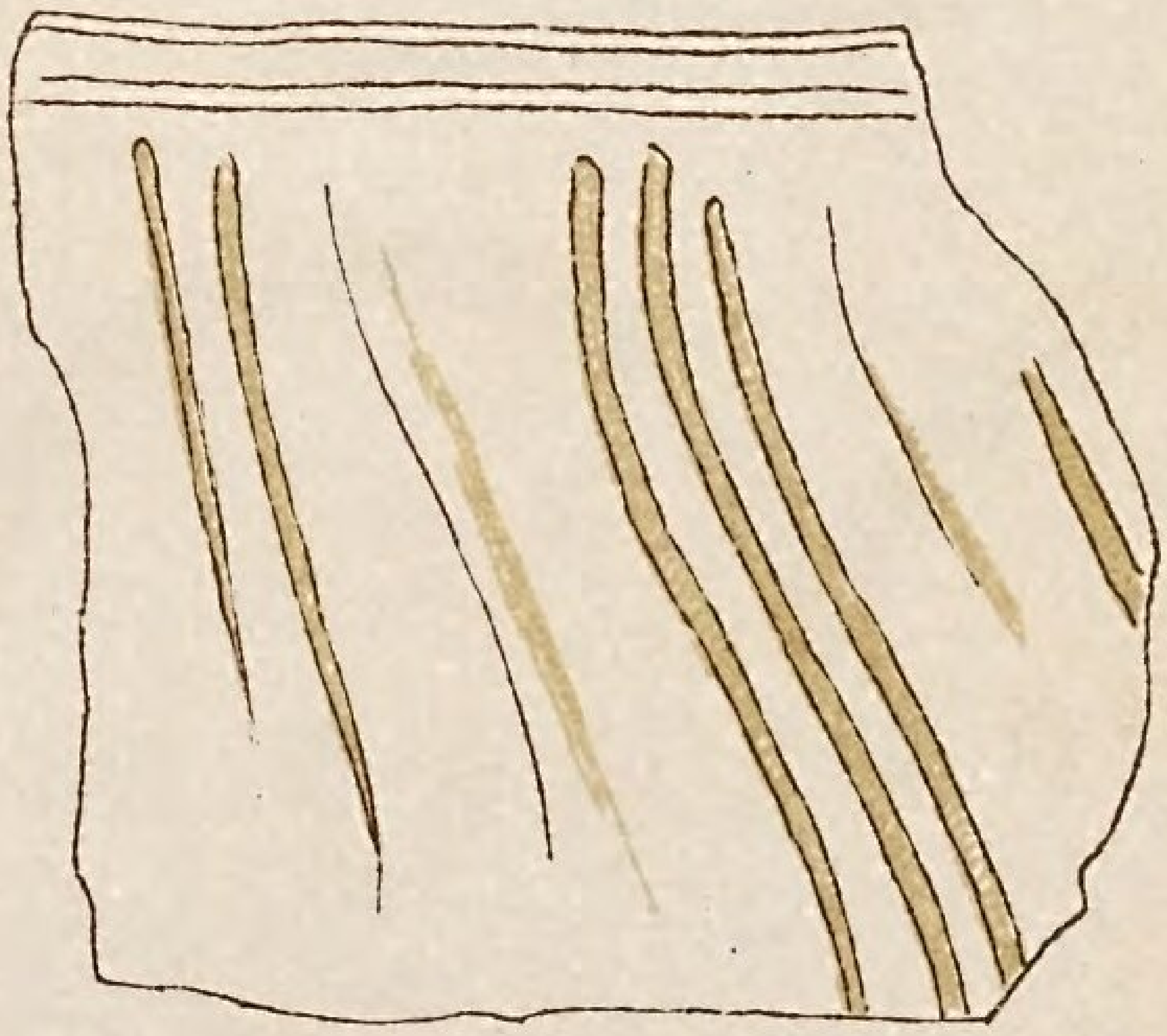
6.



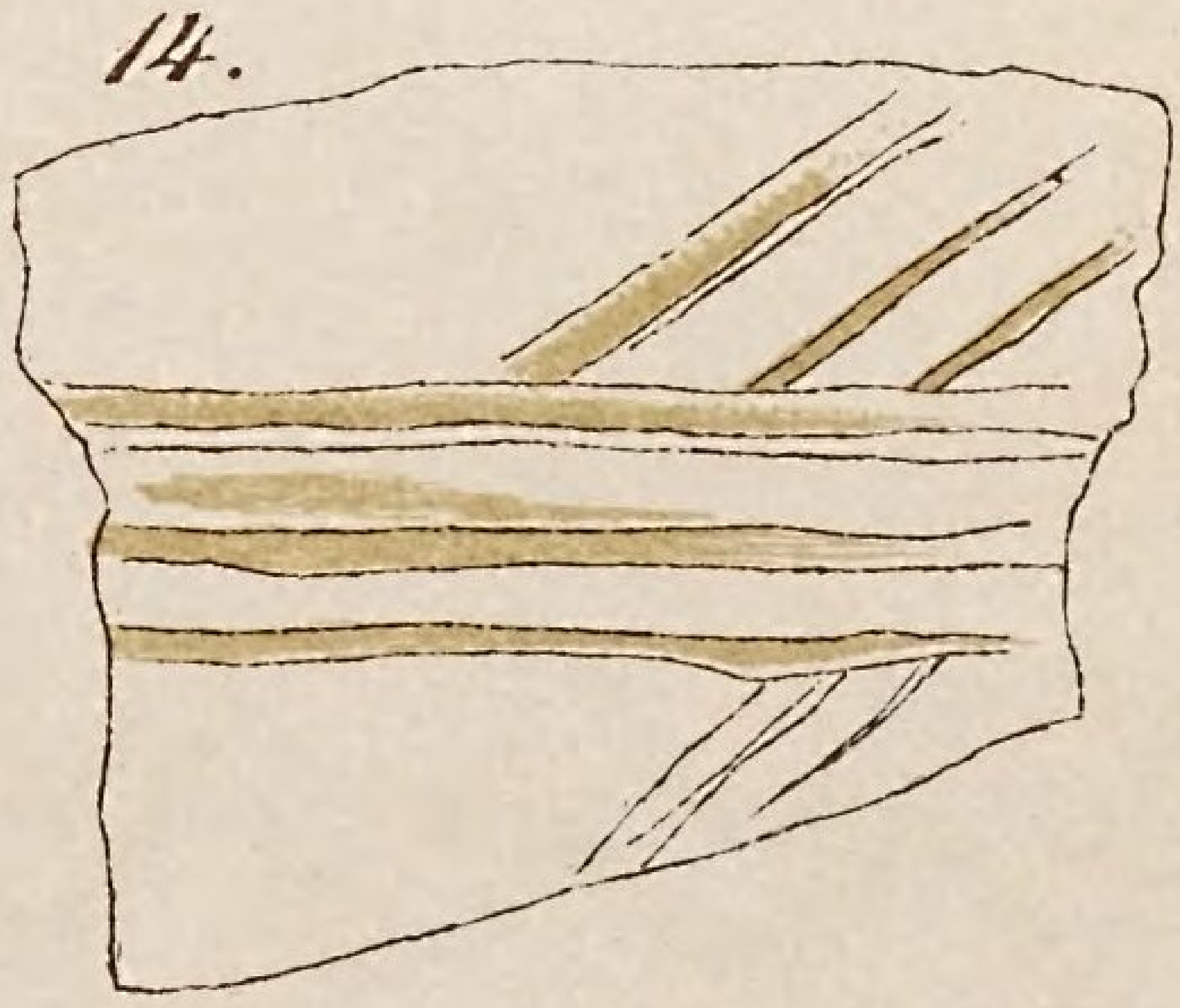
8.



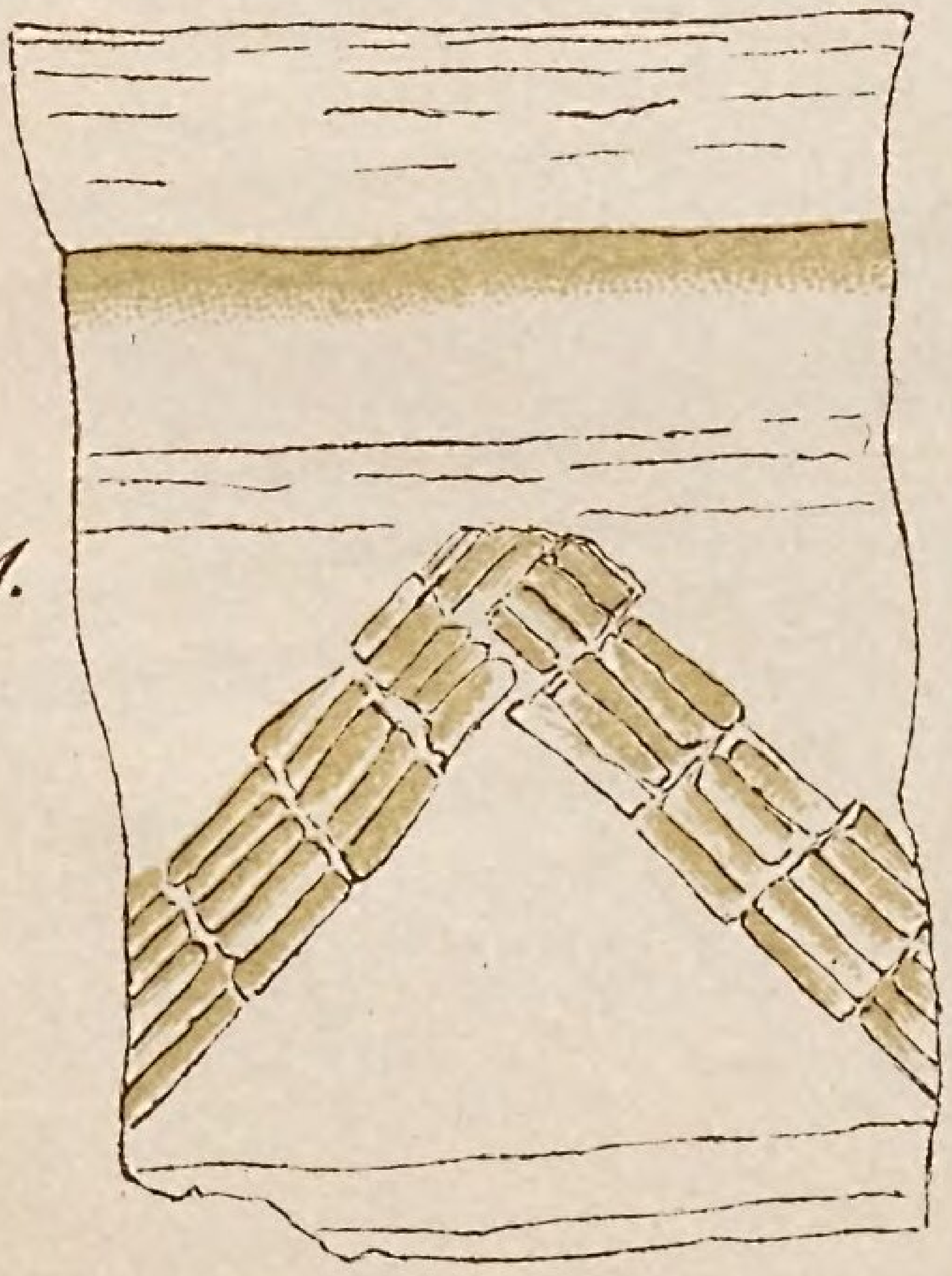
12.



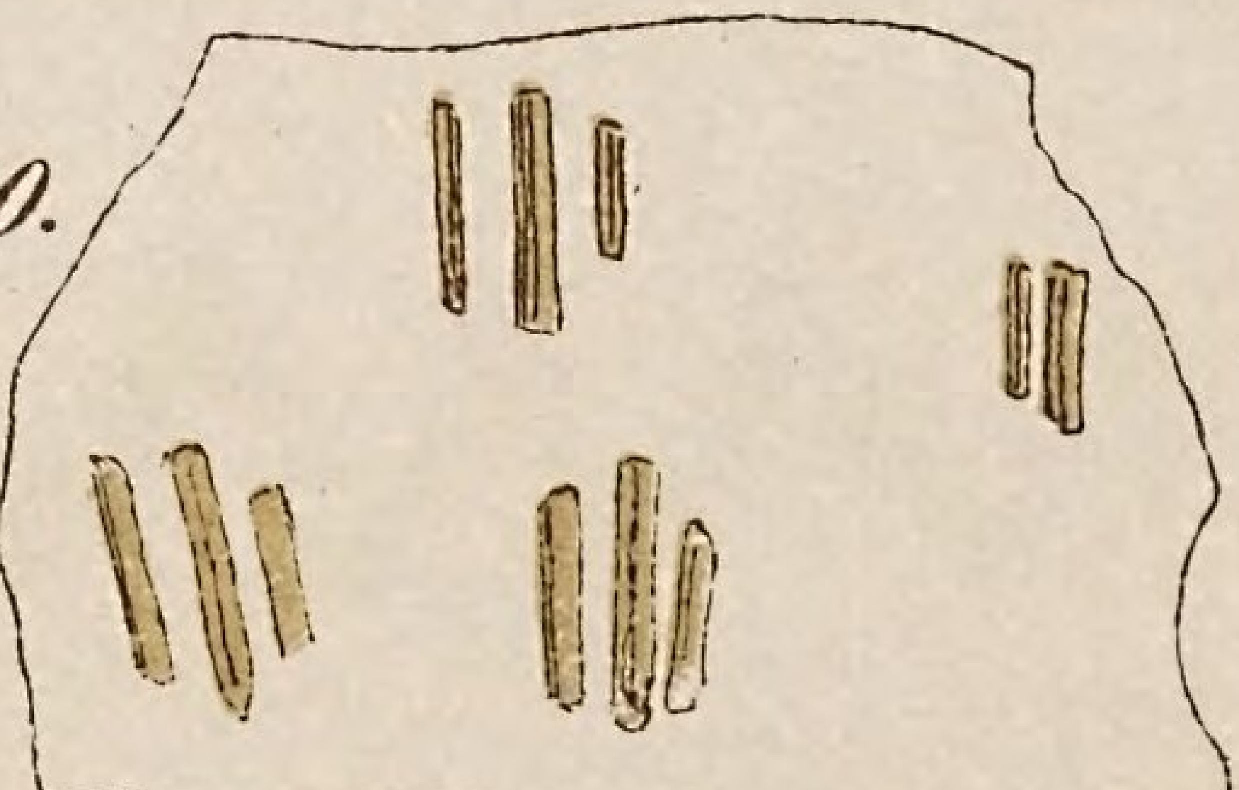
14.



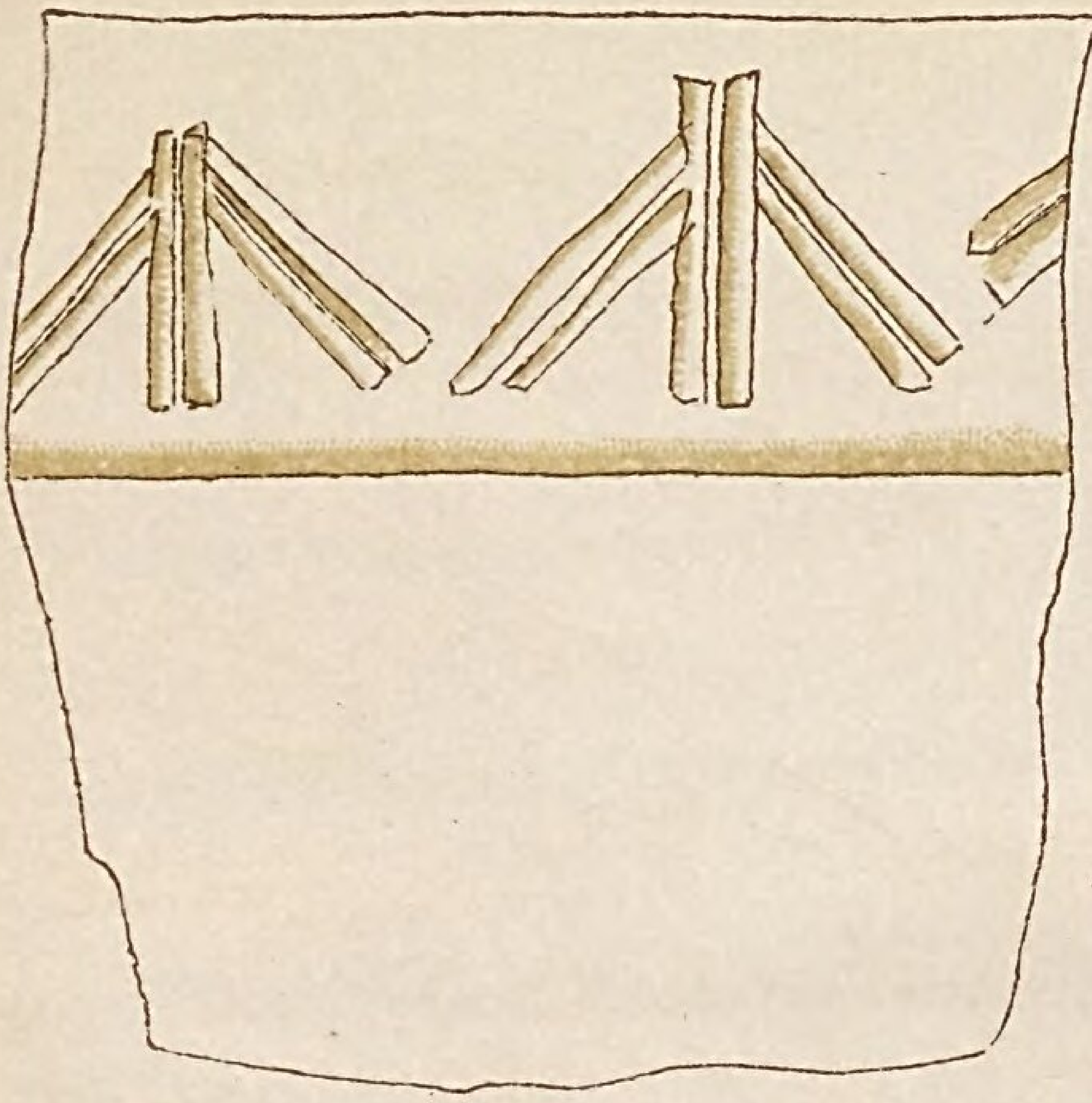
11.



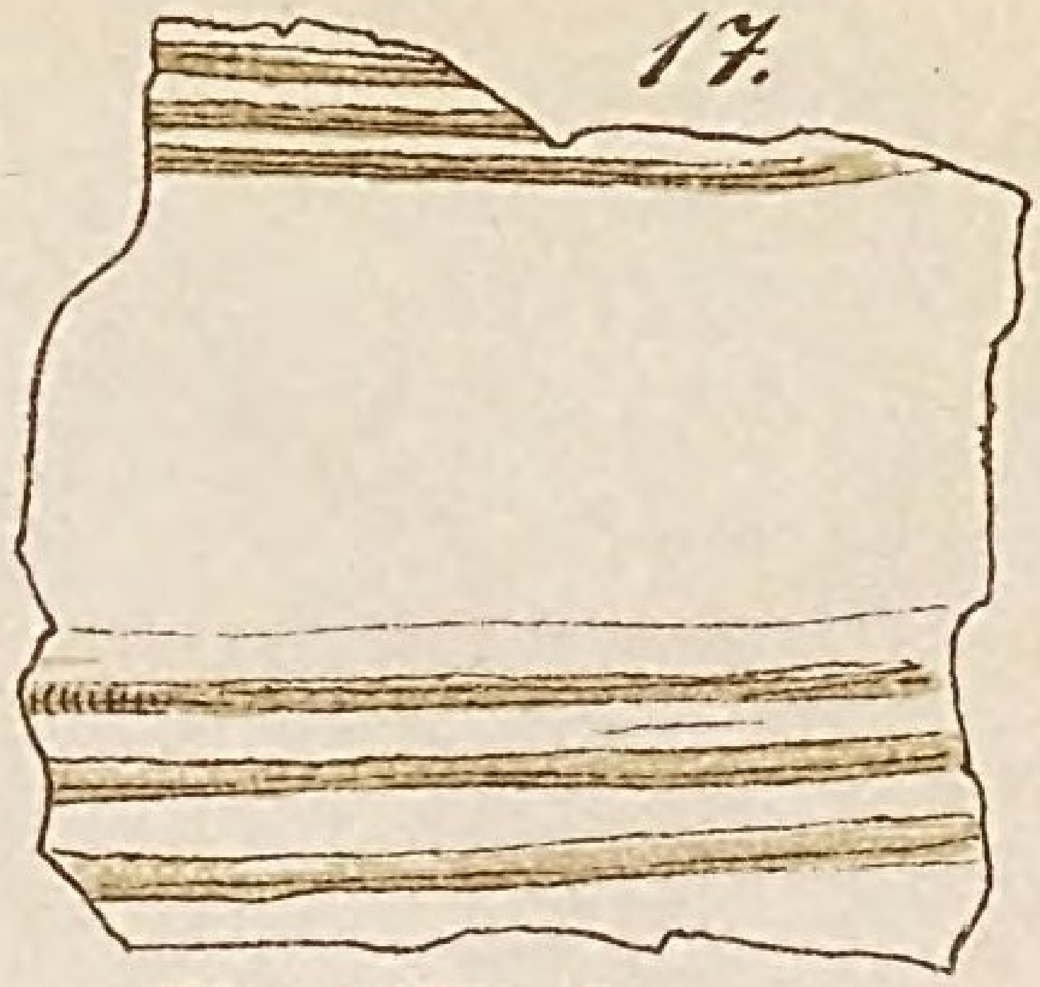
10.



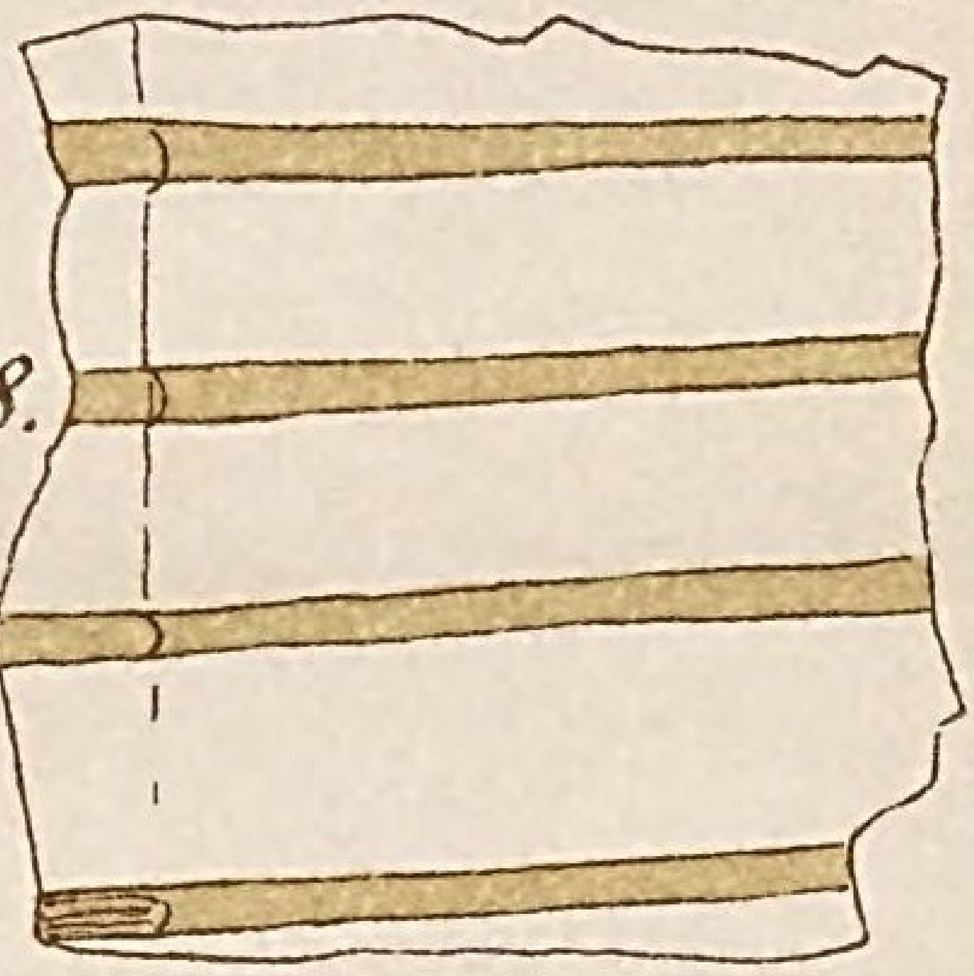
15.



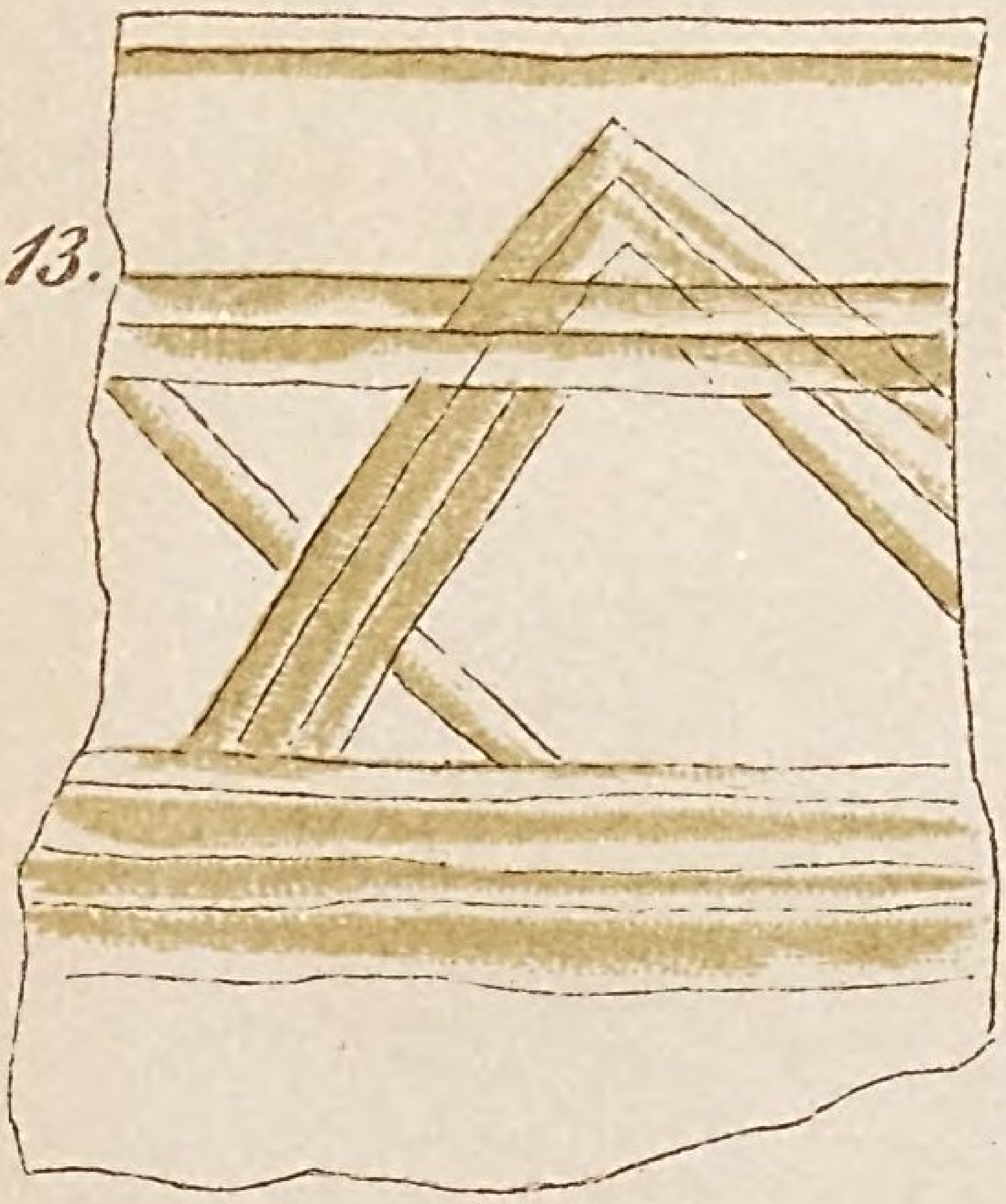
17.



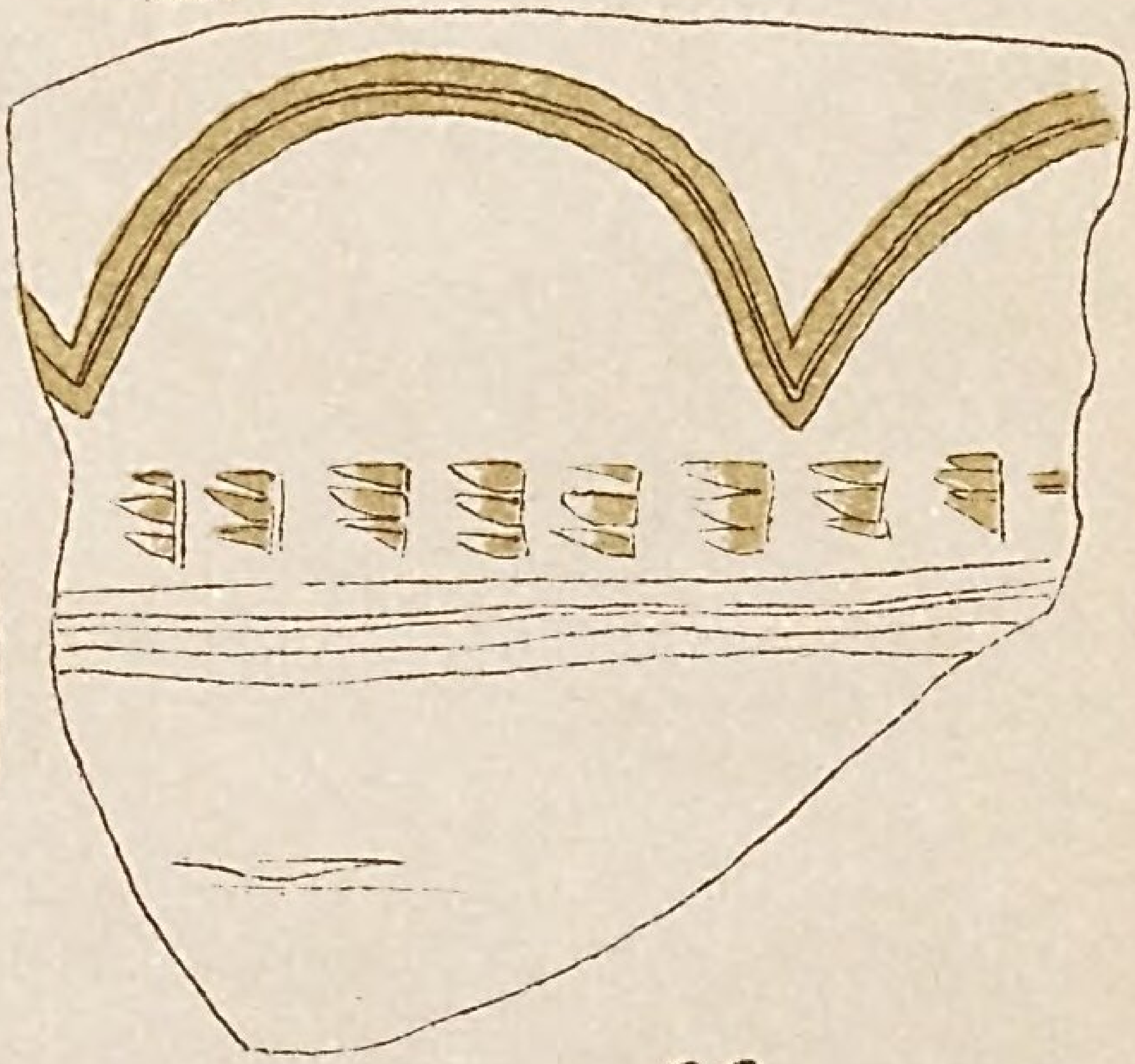
18.



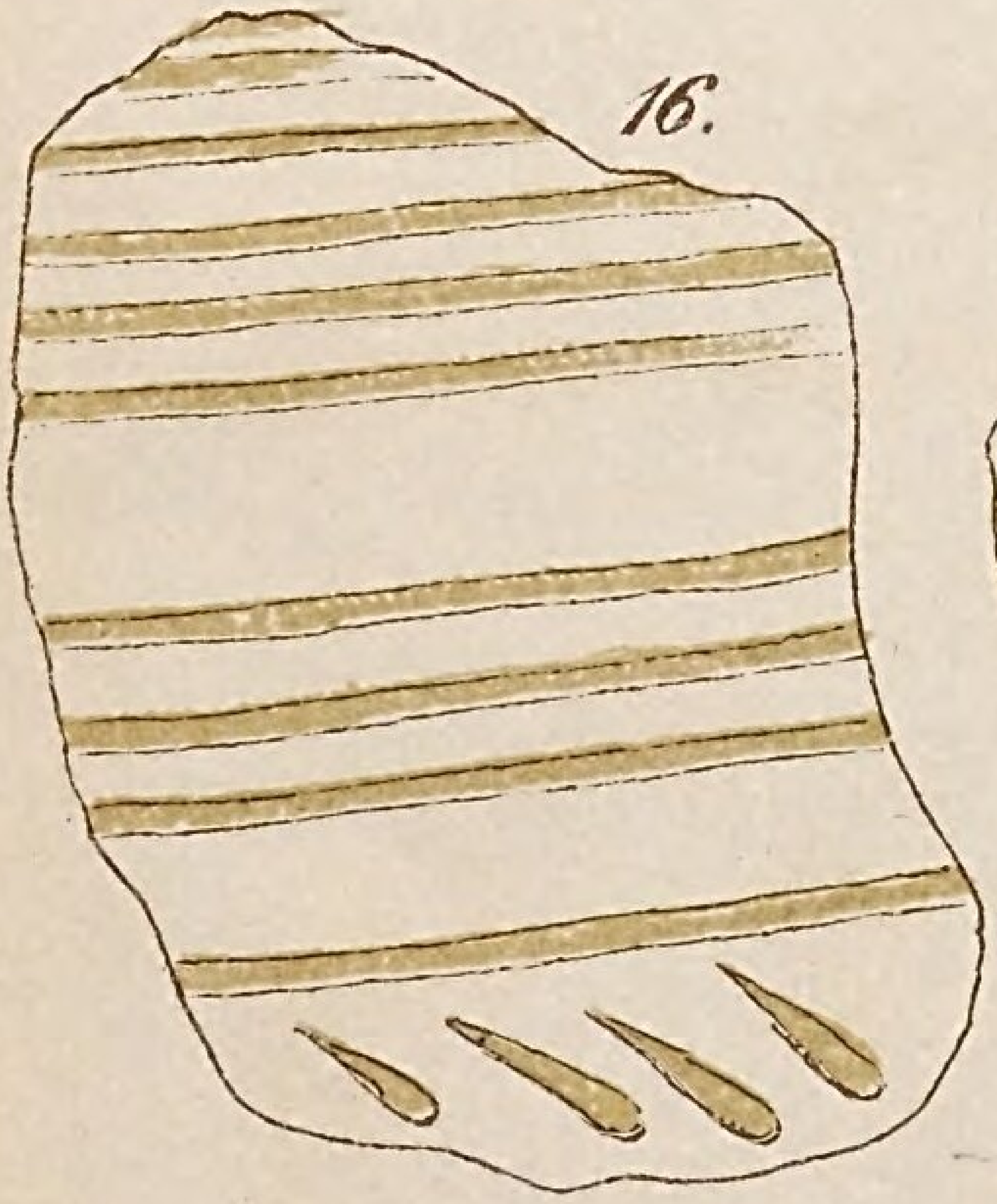
13.



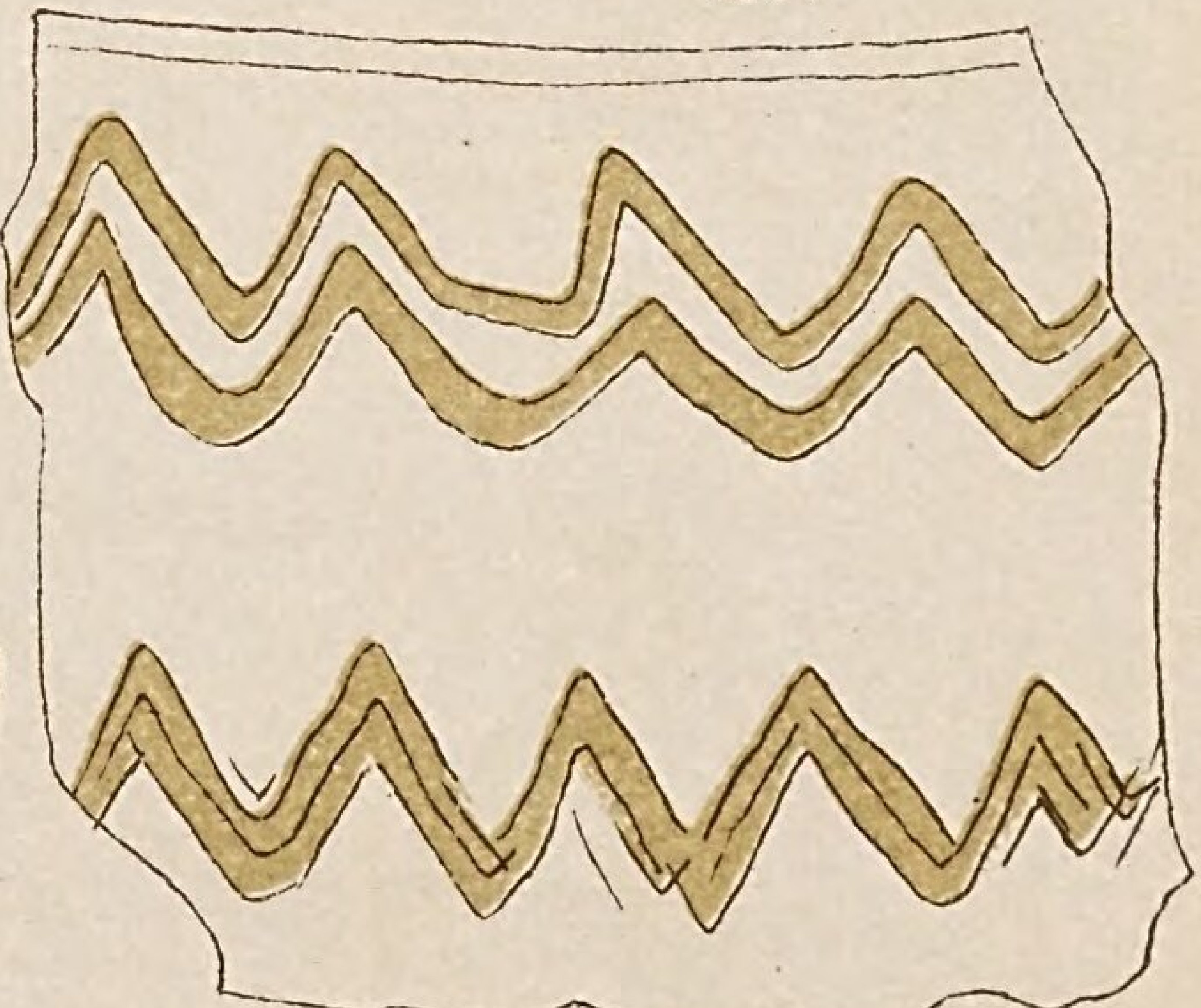
21.



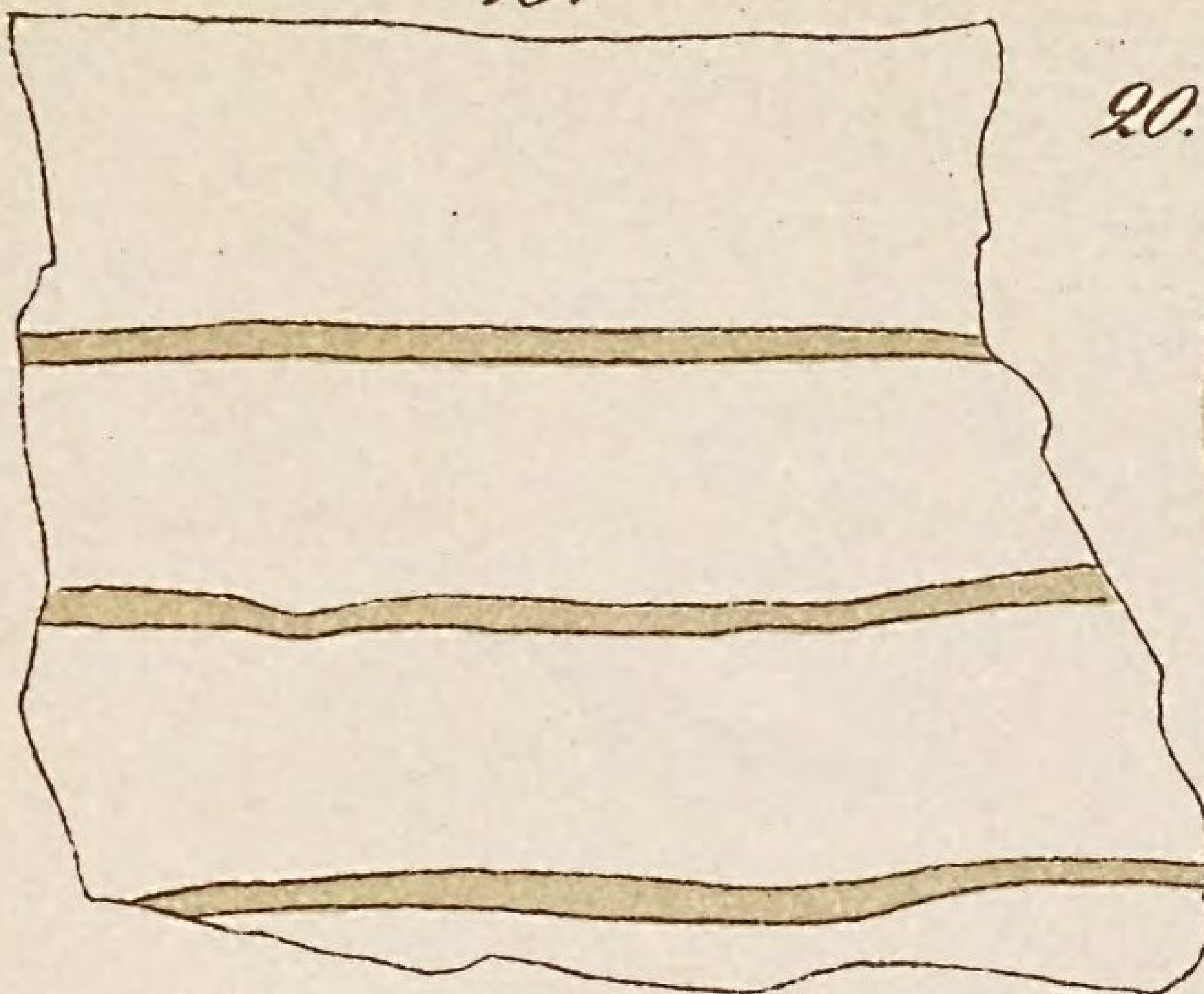
16.



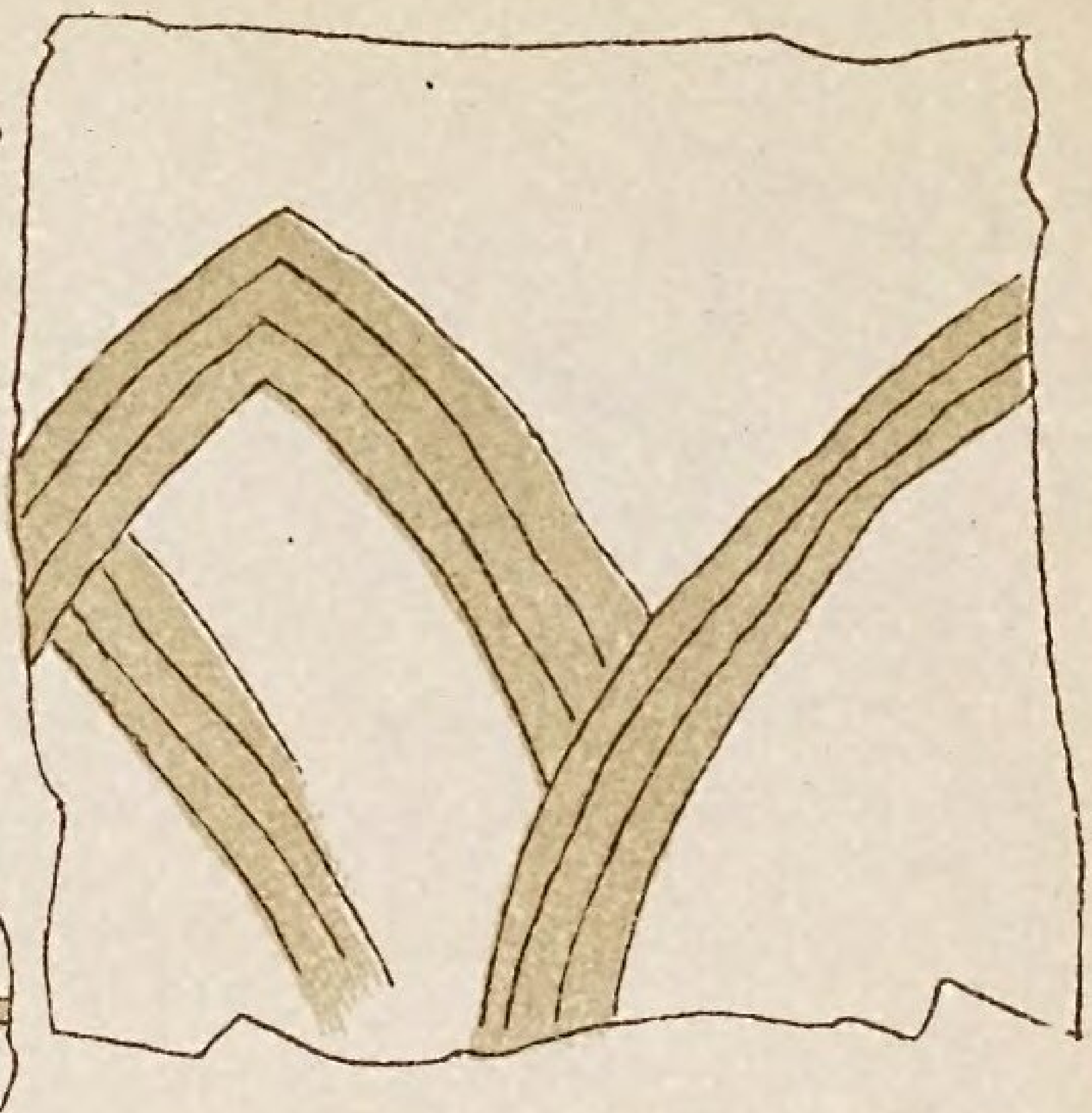
26.



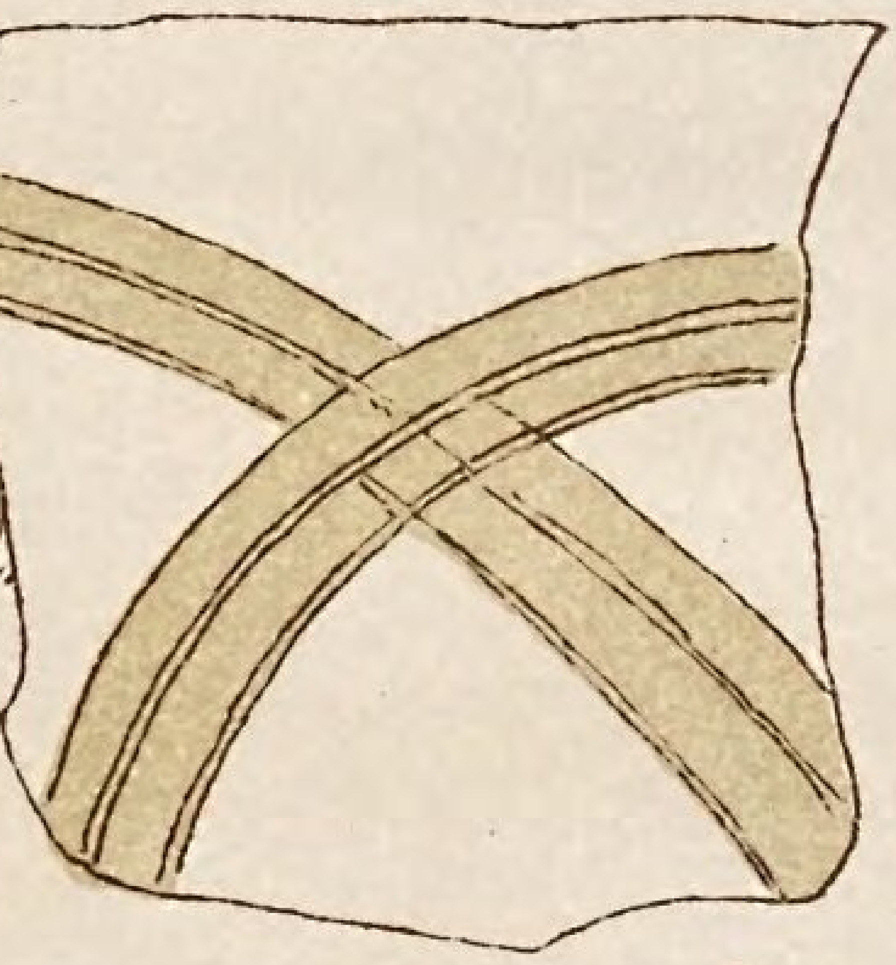
19.



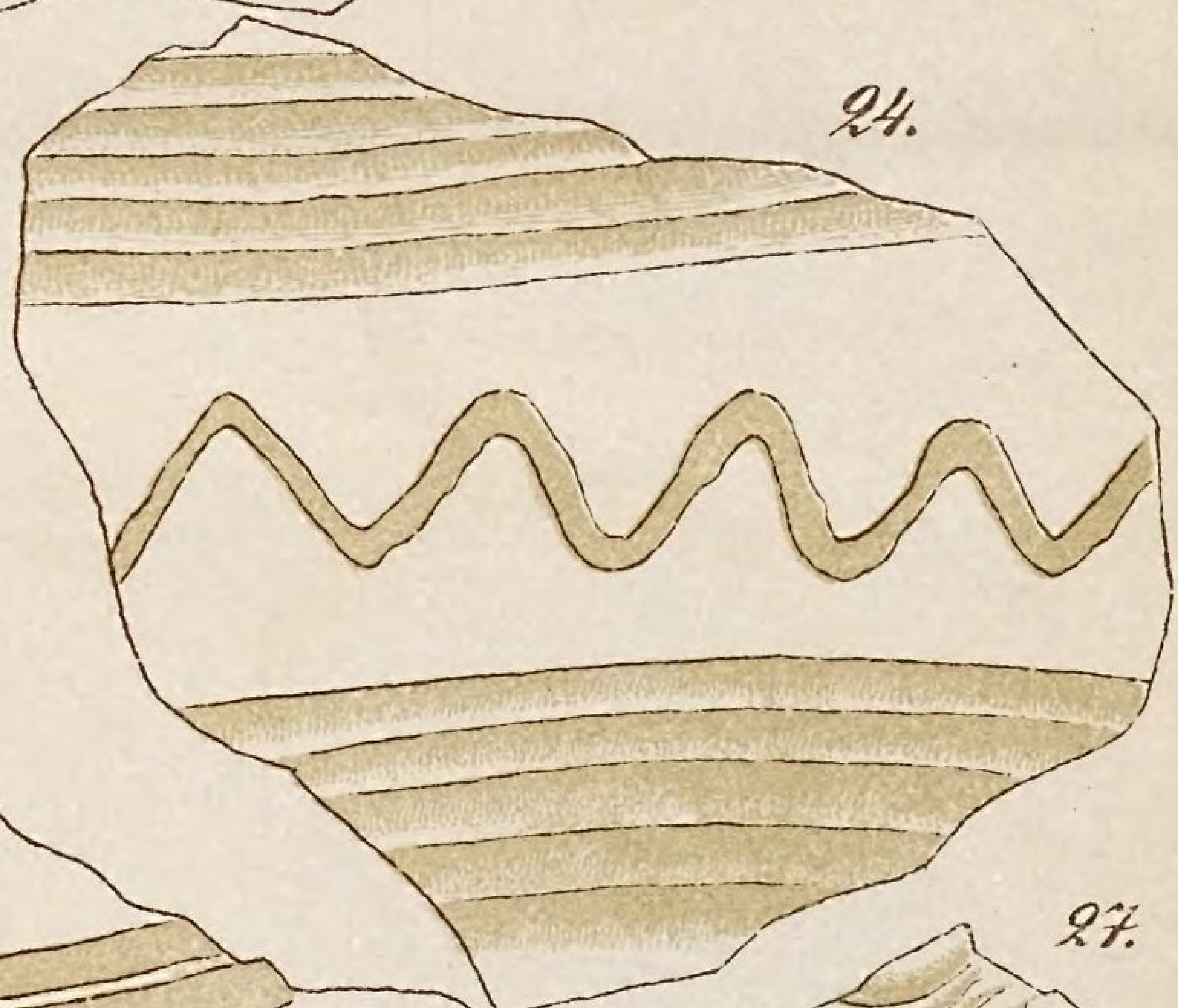
20.



22.



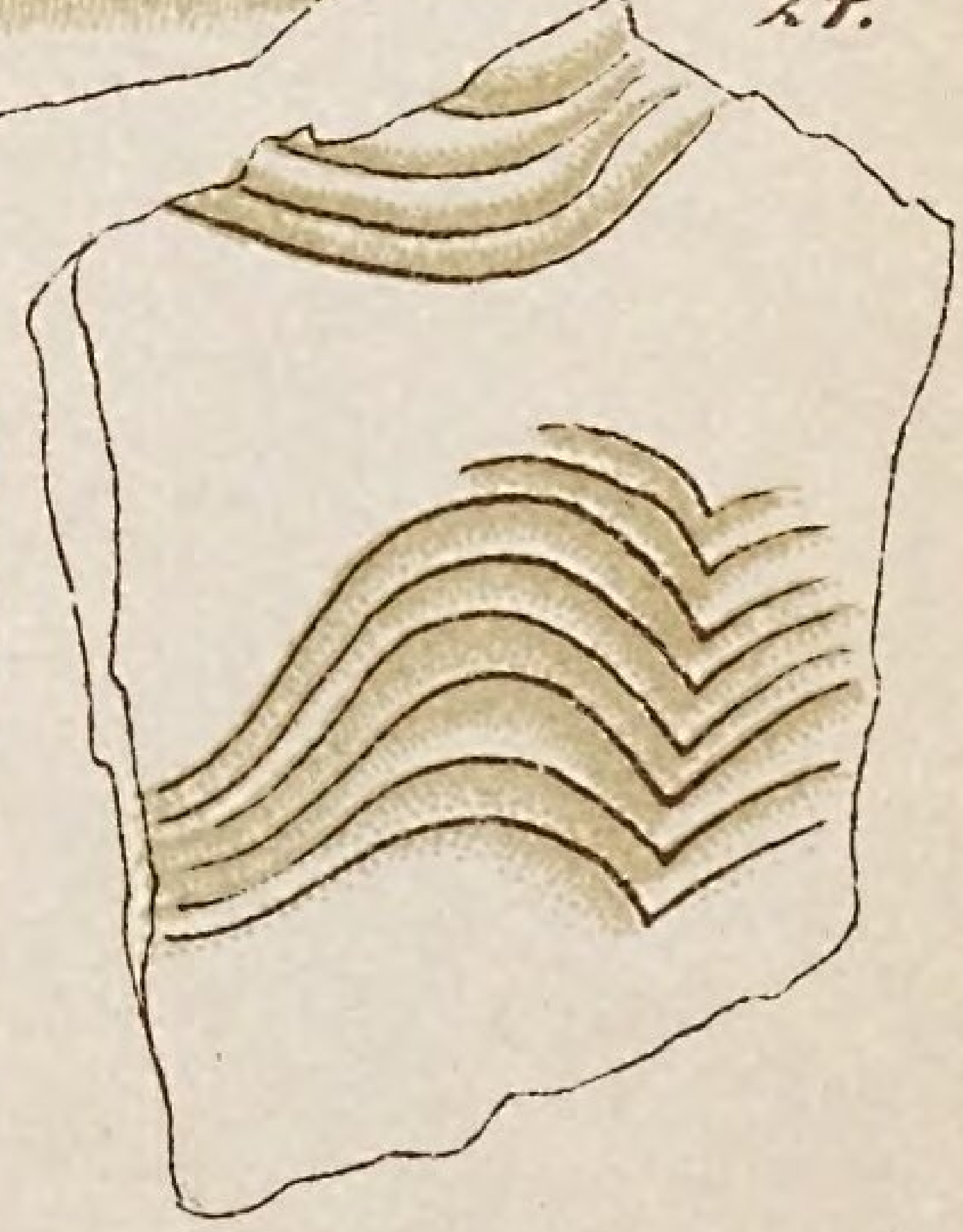
24.



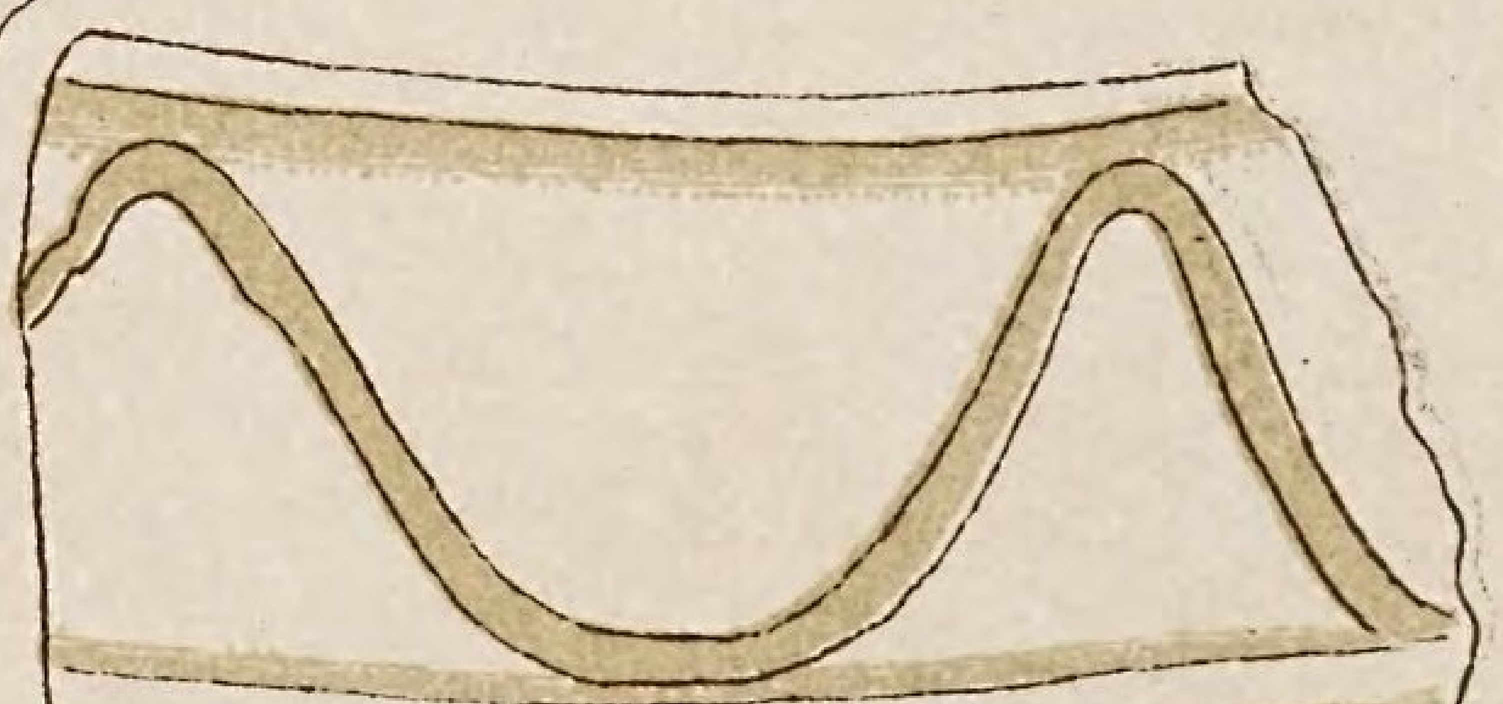
25.



27.



23.



Schumann, Hugo

Die Burgwälle des Randowthals und ihre Bedeutung für die Geschichte und Geographie des heidnischen Pommerns

Stettin 1886